Mein Leben
von
Ferdinande Freiin von Brackel
Die Tochter des Kunstreiters
Im Streit der Zeit
Daniella
Die Enterbten

KIEL

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/meinleben01brac

Weihnachten 1945

Der lieben Agi

gewidmet von

Ihrer Freundin Ruth.

Ferdinande Freiin von Brackel
im Alter von siebzehn Jahren, als sie begann, den Roman Die Tochter des Kunstreiters zu schreiben.

Nach einem Oelgemälde aus dem Jahre 1853.

Mein Leben.

Von

Ferdinande Freiin von Brackel.

Mit zwölf Kunstdruck- und zwei Handschriftbeilagen.

Erste bis dritte Auflage.

Köln a. Rh.

Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

RBR
Jontz
#1080

Vorbemerkung.

Die Entstehungsgeschichte der nachstehenden Lebensschilderung ist für den Leser nicht ohne Interesse.

Anfang August 1899 wandte sich der Schriftsteller Dr. jur. Paul Weilbächer an Freiin Ferdinande von Brackel mit der Bitte, ihm eine Anzahl Fragen über ihren Lebenslauf in einem beigefügten Fragebogen auszufüllen. Er sei ersucht worden, für die damals in Dortmund-Leipzig unter Leitung der Damen Frau Therese Keiter (M. Herbert) und Fräulein E. M. Hamann erscheinende Frauen-Zeitschrift Haus und Welt einen Beitrag über sie zu liefern.

Freiin von Brackel antwortete darauf unterm 14. August 1899 aus Schloß Welda bei Warburg i. W. in launiger Weise wie folgt:

„Ihre gütigen Zeilen vom 5. August liegen vor mir und sehen mich mahnend an, insbesondere der bewußte blaue Bogen.

„Gewiß erinnere ich mich noch unserer Begegnungen, insbesondere unserer Unterhaltung in Münster.

Das Wiedererkennen geht aber bei mir leider nicht mit der Erinnerung Hand in Hand, was vielleicht die Schuld meiner Kurzsichtigkeit ist. Meist lege ich beim Wiederbegegnen allen Menschen zuerst eine falsche Etikette auf. Ich weiß, daß mir dieselben bekannt sind — aber wer? wie? wo? Das sind schlimme Augenblicke, und da gab es schon mit den besten Freunden Konfusionen. Ich widme daher große Dankbarkeit allen jenen, die sich mir dann gleich nennen. Das als avis au lecteur, wenn wir uns einmal wieder begegnen.

„Nun zu Ihren Wünschen! Glauben Sie aber nicht, verehrter Herr Doktor, daß selbst Sankt Petrus an der Himmelstür sich genieren würde, eine Seele so eingehend zu examinieren? Wird nun ein Menschenkind sich bei lebendigem Leibe gar geistig sezieren und analysieren lassen, um anderer Menschen Neugier zu befriedigen? Ein Beichtspiegel ist ja gar nichts gegen solchen Fragebogen! Wenn wir die Idee einer solchen Lebensskizze wenigstens bis nach meinem Tod vertagten! Da soll ich aber noch auf diesem Planeten vergnügt weiterleben und die Menschen sollen über das ganze innere und äußere Leben zu Gericht sitzen können — das ist ja ein gräulicher Gedanke!

„Mein Leben ist überdies so enorm unromantisch, so alltäglich schlicht, daß eigentlich gar nichts Interessantes darüber und davon zu sagen ist.

„Was der Mensch innerlich durchlebt, hängt er doch nicht an die große Glocke. Wären nicht Fräulein

Hamann und Frau Keiter an Haus und Welt beteiligt, ich schlüge Ihnen Ihre Bitte rund ab, weil es ein fatales Gefühl ist, so besprochen zu werden. Ich will sehen, Ihnen eine Photographie meiner Heimat zu verschaffen, vielleicht meines Zimmers und wenn möglich die Photographie eines Bildes aus meiner Jugendzeit. Es ist das alles schwer und lästig auf dem Lande zu beschaffen und kostet mir viel Zeit und Mühe, was mir das fatalste, da ich an einer größeren Arbeit fleißig sein muß, und meine niedersächsische Langsamkeit lasse ich mir nicht nehmen. Gut Ding will Weile haben."

*

Unterm 3. September 1899 schreibt sie dann ferner aus Welda:

„Ich sende Ihnen in diesen Tagen mit einem heimlichen Wohlgefühl der Rache eine ganze Menge Bogen, vollgekritzelt in meiner schlechtesten Pfote, von Erinnerungen aus meinem illustren Leben, wo ich aber — um doch etwas in Fluß zu kommen und zu Ehren der Entwickelungstheorie — auf alle Großväter und Großmütter, die ich jemals besessen habe, zurückgreife.

„Mit tückischem Wohlgefallen denke ich an die leisen und lauten Donnerwetter, die auf mein schuldiges Haupt hageln werden, Ihnen soviel zuzumuten.

„Die Bilder sind bestellt — o Ruhm, du bist ein bitteres Blatt! Einen Photographen kommen zu

lassen ist auch keine Kleinigkeit: Arbeitszimmer, Jugendporträt, Welda selbst."

*

Unterm 19. September 1899 sendet sie dann von Schloß Rheder (bei Brakel, Kreis Höxter), wo sie zu Besuch bei der gräflichen Familie von Holnstein weilte, die Arbeit mit folgenden Worten:

„Endlich anbei die Lebens-Erinnerungen. Sie werden sehen, daß meine Schadenfreude gerechtfertigt ist. Es tut mir für Sie und meine Zeit leid, daß ich Sie so mit der Flut überschütte. Mit dem Fragebogen konnte ich nicht fertig werden, und einmal en train, wollten die Erinnerungen ihr Recht."

*

Alsdann folgt eine Karte vom 12. April 1900 aus Rott (bei Weißenburg im Elsaß), dem Wohnsitz ihres ältesten Bruders:

„Jene Blätter spinne ich vielleicht noch zu Memoiren aus, wie das Mode ist, wenn die Ehrenkrone des Alters auf dem Haupte drückt."

*

Dieses Ausspinnen hat die Verfasserin dann im Laufe des Jahres 1900 vorgenommen. Die Frucht dieser Tätigkeit bildet die folgende Darstellung.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorbemerkung	V
1. Die Vorfahren	1
2. Die Eltern auf Welda	15
3. Die Geschwister	19
4. Jugendzeit	30
5. Anfänge der Dichterbegabung	41
6. Pastor Hoischen	44
7. Die Gesellschafterinnen	52
8. Der nachbarliche Verkehr	62
9. Stilleben auf Welda	70
10. Berührungen mit der Außenwelt. Das Jahr 1866	78
11. Innere Entwickelung	84
12. Verluste in der Familie	92
13. Schriftstellerische Tätigkeit	96
14. Der erste Roman	99
15. Die ersten Novellen	110
16. Daniella	115
17. Erste Romreise	124
18. Am Heidstock und Prinzeß Ada	131
19. Familienveränderungen	133
20. Die holsteinische Zeit	139
21. Im Streit der Zeit. Der Spinnlehrer von Carrara und kleinere Arbeiten	151
22. Zweite Romreise. Die letzten Lebensjahre	158
23. Schlußwort	166
Anhang I	168
Anhang II	174

Verzeichnis der Kunstdruckbeilagen.

1) Ferdinande Freiin von Brackel im Alter von siebzehn Jahren, als sie begann, den Roman Die Tochter des Kunstreiters zu schreiben (Nach einem Oelgemälde aus dem Jahre 1853) Titelbild

2) Wilhelmine Freifrau von Brackel-Haxthausen, Großmutter von Ferdinande von Brackel Nach Seite 16

3) Franz Ferdinand Freiherr von Brackel, Vater von Ferdinande von Brackel . . . Nach Seite 32

4) Charlotte Freifrau von Brackel geb. Freiin von Asbeck, Mutter von Ferdinande von Brackel Nach Seite 48

5) Schloß Welda bei Warburg i. W. Erbaut 1735 von Hermann Adolf von Haxthausen Nach Seite 64

6) Schloß Welda von der Eisenbahn aus gesehen Nach Seite 80

7) Ferdinande Freiin von Brackel nach einer Photographie aus dem Jahre 1885 Nach Seite 96

8) Ferdinande Freiin von Brackel in ihrem Arbeitszimmer auf Schloß Welda . . Nach Seite 112

9) Ferdinande Freiin von Brackel mit Neffe und Nichte . . . . . Nach Seite 128

10) Ferdinande Freiin von Brackel in ihrem Arbeitszimmer auf Schloß Welda . . Nach Seite 144

11) Ferdinande Freiin von Brackel. Letzte Photographie vom Jahre 1902 . . . . Nach Seite 160

12) Ferdinande Freiin von Brackel auf dem Sterbebette . . . . . Nach Seite 176

13) Eine Handschrift-Probe aus Ferdinande von Brackels Manuskript zum letzten Roman „Die Enterbten“ . . . . . Nach Seite 179

14) Eine Handschrift-Probe aus dem Manuskript zu vorliegendem Werke . . . . . Nach Seite 179

Das Freiherrlich von Brackel'sche Wappen.

Die Verfasserin dieser Lebensschilderung, Ferdinande Maria Theresia Freiin von Brackel, hat am 24. November 1835 zu Welda im Kreise Warburg das Licht der Welt erblickt.

1. Die Vorfahren.

Meine Eltern waren Franz Ferdinand Freiherr von Brackel und Charlotte Freifrau von Brackel geb. Freiin von Asbeck.

Der Vater entstammte einem altjülichschen Adelsgeschlechte, dessen Ursprung aber wahrscheinlich in Westfalen im Bistum Paderborn zu suchen ist.

Der Großvater meines Vaters, Carl Hugo von Brackel auf Breitmar, war Generalleutnant in kurtrierschen Diensten und Kom-

mandant von Ehrenbreitstein. Er zeichnete sich als kenntnisreicher und tüchtiger Militär aus, der in hohem Ansehen stand.

Carl Hugo von Brackel und seine Frau, eine Freiin von Berg-Durfenthal, ein jetzt ausgestorbenes Adelsgeschlecht, hatten sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Die drei Töchter verheirateten sich mit den Baronen von Wendt auf Hardenberg, Baron von Eerde auf Eyll und von Coedt auf Laursfort. Die Frau des Letztgenannten war die Großmutter des Freiherrn Burchard v. Schorlemer-Alst, der in unseren Tagen sich um Kirche und Staat so hohe Verdienste erwarb.

Zwei der Söhne, welche Zwillinge waren, wurden am kurtrierschen Hofe erzogen und wurden beide Domherren: Georg Freiherr von Brackel zu Hildesheim, sein Bruder Wilhelm Domherr zu Springhirschbach. Der letztere war Priester, der erstere, als Freund der Wissenschaften bekannt, lebte zu Hildesheim. Der älteste der Söhne, Franz Ignaz von Brackel

auf Breitmar, war in kurpfälziſchen Dienſten Geheimrat zu Düſſeldorf und vermählte ſich mit Wilhelmine von Haxthauſen auf Welda im jetzigen Kreiſe Warburg.

Wilhelmine von Haxthauſen war die einzige Tochter und das einzige Kind aus der Ehe des Hermann Adolf von Haxthauſen und der Thereſe von Weſtphalen, Schweſter des damaligen Fürſtbiſchofs von Paderborn. Mit ihr erloſch die Linie der Haxthauſen von Welda, Lehnsvettern der Haxthauſen von Abbenburg und Thienhauſen. Das Gut Welda verblieb ihr und ihren Nachkommen nach langen Rechtsſtreitigkeiten als Weiberlehen. Ihr Gatte Franz Ignaz verſtarb ſehr früh, als Tochter und Sohn Franz Ferdinand erſt drei und zwei Jahre zählten.

Sie lebte mit ihren Kindern bald in Düſſeldorf, bald in Paderborn, in Warburg und auch zeitweiſe in Welda, wie es die unruhigen Zeiten mit ſich brachten. Welda ſtand meiſt verlaſſen und war eine Zeitlang an eine franzöſiſche

Ordensgenossenschaft von Trappisten vermietet. Das schöne, von Hermann Adolf von Haxthausen 1735 erbaute Schloß liegt in einem anmutigen Tale der Twiste, einem Nebenflüßchen der Diemel. Die Ausläufer der Weserberge, der hessischen und waldeckschen Höhenzüge umgeben das Tal, das besonders damals an Wiesenflächen reich war, die sich am Ufer der Twiste hinzogen. Damals lagen nur sechs Meierhöfe und die Kirche bei dem Gut; das Dorf lag weiter entfernt, an einem Fleck, der noch jetzt als Alten-Welda bezeichnet wird. Nach einem heftigen Brande aber siedelten sich die Dorfleute dem Schloß und der Kirche, richtiger gesagt dem Wasser näher an. Jetzt ist es ein von Wohlhabenheit zeugendes hübsches Dorf von etwa 600 Seelen: ein lebhafter, intelligenter Menschenschlag, aus dem schon viele tüchtige Menschen hervorgegangen sind.

Meine Großmutter, Wilhelmine von Brackel-Haxthausen, stand in meiner Kindheit noch in der Erinnerung vieler damals alter Leute als

eine schöne und sehr kluge Dame; das erstere bekunden auch die Porträts, die wir noch von ihr haben.

Sie verkaufte später die Güter ihres Mannes, die Güter Breitmar und Aldenaer, zu Gunsten ihres Erbguts, das durch die lange Rechtsstreitigkeit sehr belastet war. Ihre Schwäger, die Domherren Georg und Wilhelm von Brackel, haben ihr diese Handlung nie recht verziehen.

Mein Vater hatte, wie es jene Zeiten mit sich brachten, eine wechselvolle Jugend. In einem von französischen Priestern gegründeten Konvikt in der Nähe von Münster hatte er seine erste Ausbildung genossen, dann war er auf dem Lyzeum zu Kassel und auf der Universität Marburg. Er entging dem Lose, in französische Dienste treten zu müssen, als einziger Sohn einer Witwe, trat aber in den Freiheitskriegen sogleich in das Heer ein. Er machte indessen nur einige Märsche mit. Als er heimkehrte, war seine Mutter gestorben. Er trat den Besitz des Gutes Welda an, lebte

dort erst mit seiner einzigen Schwester Therese von Brackel, welche unverheiratet geblieben, und verheiratete sich dann im Jahre 1825 mit Charlotte Leontine Freiin von Asbeck, ein mit meinem Großvater ausgestorbenes Geschlecht, das seine Besitzungen in der jetzt so gewerbreichen Gegend von Wattenscheid hatte.

In meiner Mutter Adern mischte sich verschiedenes Blut väterlicherseits mit holländischer Abstammung. Die Mutter meines Großvaters Asbeck gehörte der Familie derer von Bentinck an. Die Frau meines Großvaters aber, die Mutter meiner Mutter, war eine Französin, eine Marquise de Ghistelles St. Floris, welche die Stürme der Revolution nach Deutschland verschlagen hatten.

Die Ghistelles stammten aus Französisch-Flandern. In Belgien gibt es auch ein Städtlein Ghistelles, und wir haben auch eine Heilige des Namens, Godeleva de Ghistelles, deren Fest noch jetzt in Belgien hochgefeiert wird.

Von dem Leben meiner Großmutter wäre jedenfalls mehr zu berichten als von ihrer

Enkelin. Mit sieben Jahren von ihrem Schlosse Beuvry durch die Revolution verjagt, hatte sie mit ihrem Vater den Weg bis über die Grenze zu Fuß zurückgelegt. Sie entsann sich noch im späten Alter jenes Weges, wo ihr die großen Halme des Wiesengrases durch das Gesicht gefahren, demgemäß sie noch nicht sehr groß war. Als sie über eine Brücke zu den deutschen Truppen gelangt waren, hieß ihr Vater sie niederknien und ein Ave zum Dank sprechen für ihre glückliche Rettung. Viele ihrer Verwandten und Freunde der Familie endeten auf dem Schafott.

Als Hoffräulein von Marie Antoinette hatte ihre Mutter (die aber, als sie auswanderten, schon tot war) der Prinzeß Elisabeth von Bourbon sehr nahe gestanden. Wir bewahren noch verschiedene kleine Andenken von ihr, so auch eine Brosche mit dem Bilde Ludwigs XVII. als Dauphin, die von Maria Antoinette meiner Urgroßmutter gegeben wurde.

Meine Großmutter ging damals mit ihrem Vater nach Brüssel, wo er das mutterlose Kind

in eine klösterliche Erziehungsanstalt le Berlaiemont tat. Als die französische Republik bis Brüssel vordrang, wanderten sie nach England aus, später wieder nach Brüssel, dann nach Münster, endlich nach Paderborn.

Wir fanden später einen Brief der Hauswirtin aus Münster, wo sie gewohnt, den dieselbe an einen Freund in Oldenburg geschrieben, der ihn fünfzig Jahre später einer ihrer dort verheirateten Töchter sandte. Er sagt darin, er könne nicht nach Oldenburg kommen, sein Haus sei voll französischer Emigrierter: ein alter französischer Marquis, der sehr stolz, aber auch sehr brummig sei, alles bemäkle, aber pünktlich zahle. Seine Tante, eine alte Prinzeß de Gavre, begleite ihn und sein einziges Töchterchen von etwa 17 Jahren, reizend, hübsch, stets froh und liebenswürdig, die den ganzen Tag wie eine Lerche zwitschere und sänge und das Haus froh mache.

Die letztere Eigenschaft hat sie bis in ihr hohes Alter bewahrt. Die Erzählungen ihrer

Fahrten und Erlebnisse in der Jugend waren das Entzücken meiner Kindheit.

Zu Paderborn hatte meine Großmutter dann sieben Jahre mit ihrem Vater geweilt. Sie lebten dort in sehr bedrängten Verhältnissen, denn die Gelder aus Frankreich blieben allmählich ganz aus.

Meine Großmutter hatte aber tapfer alle Arbeit im Hause übernommen, denn sie konnten sich keine Dienerschaft halten; sie hat auch viel für Geld gearbeitet, um ihrem Vater zu helfen, hat gemalt, gestickt und Handschuhe genäht, um sich einigen Verdienst zu verschaffen. Sie bewahrte bis zu ihrem Ende allen denen, die ihr damals geholfen, eine rührende Dankbarkeit. So erinnere ich mich sehr wohl, daß sie stets eine alte Jüdin dort besuchte, die ihr die ersten Tage in Paderborn, wo sie krank war, Suppe geschickt und sich ihrer angenommen hatte.

In Paderborn hatte meine Großmutter auch ihren späteren Mann, den Baron von

Asbeck, kennen gelernt, der als Oberhofmeister der Prinzeß Kunigunde von Sachsen, Fürst-Aebtissin der Stifte Essen und Thorn (Holland), sowie als Geheimrat des Fürstbischofs Franz Egon von Hildesheim häufig nach der alten Paderstadt kam. Obgleich schon in den Vierzigen und in der Absicht, nicht zu heiraten, verlor er doch sein Herz beim ersten Blick an die reizende kleine Französin, der er bei einem heftigen Regen den Ritterdienst leistete, sie unter seinem Schirm nach Hause zu geleiten.

Als er einige Tage später bei dem Marquis Besuch machte, öffnete die kleine Marquise ihm selbst die Tür, ein Tüchlein um den Kopf, die Aermel hoch aufgeschlagen, die Hände noch voll Seifenschaum, denn sie wusch eben für ihren Vater und hatte geglaubt, es sei dieser, der komme.

Die muntere, einfache Art, wie sie diese Situation nahm, die Weise, wie sie aus kindlicher Liebe sich jeder Arbeit unterzog, erhöhte ihren Reiz noch in meines Großvaters Augen und

er warb schon sehr bald um sie. Trotzdem er ein vornehmer, sehr begüterter Mann war, war es dem alten Marquis noch gar nicht recht, sein Töchterchen einem deutschen Baron zu geben. Mein Großmütterlein war aber sehr angetan von dem ernsten deutschen Baron und fand es sehr rührend, daß er die kleine, vermögenslose Fremde zur Frau begehre; sie sagte sehr gern Ja und hat es ihm ein langes Leben hindurch mit viel Liebe und Glück vergolten.

Der alte Marquis war ein weniger bequemer Schwiegervater, obschon ihm mein Großvater ein trautes Heim bei sich bot. Er lernte es nie verstehen, daß sein Töchterchen durch und durch ihrer Gesinnung nach eine Deutsche geworden: „Madame est devenue tout à fait Allemande“ soll ein Tadel gewesen sein, den er ihr oft ausgesprochen. Nichtsdestoweniger muß er ein äußerst frommer und trefflicher Mann gewesen sein; eine Menge kleiner Gebete voller Innigkeit, die in seinen Gebetbüchern lagen, und

schöne Worte, die er seinen Enkelinnen geschrieben, sprechen dafür.

Die Erzählungen Großmama's aber, wie strenger gegen sein einziges Töchterchen bei aller Liebe und Sorge gewesen, waren auch für uns Kinder stets vom höchsten Interesse.

Auch der Großvater Asbeck war ein Mann von großer Frömmigkeit. Meine Mutter sagte oft von ihm, wie sie ihren Vater häufig habe mitbeten hören und wie er dann immer nur dem Herrgott gedankt habe. Als sie ihn einmal gefragt, warum er immer danke, habe er gesagt, der liebe Gott habe ihm durch seine Frau, seine Kinder, seine gesicherte Lebensstellung so viel Glück gegeben, daß er es für unrecht halte, noch um mehr irdisches Wohl zu bitten. Mir hat dies Wort innerer Zufriedenheit großen Eindruck gemacht, umsomehr, als meinem Großvater ja sein größter Wunsch, einen Sohn zu besitzen, unerfüllt blieb.

Meine Mutter war die zweite Tochter dieses Ehepaares, das, so verschieden es war, doch so beglückt sich fühlte.

Meine Mutter war ganz ihres Vaters Kind und hatte bei weitem mehr seine ernste Lebensrichtung, als die lebensfrohe Auffassung der Mutter geerbt. Gleich ihm liebte sie es, geistigen Studien sich hinzugeben; gleich ihm war Vernunft und Pflichttreue der Maßstab ihres Lebens.

Ihr Vater hatte mit viel Sorgfalt über die Erziehung der vier Töchter gewacht, aber meine Mutter stand ihm am nächsten. Sie erzählte oft, wie er sie alle stets ermahnt habe, den Geist zu pflegen, und wenn er sie bei unnützen Handarbeiten gefunden, hätte er gewarnt: „Nicht immer sticheln, die Nadel tötet den Geist.“ Trotzdem wurden sie von ihm angewiesen und von der Mutter praktisch vortrefflich angeleitet, jegliche häusliche Arbeit kennen zu lernen und frühe einer Hausführung sich zuzuwenden. Die Eltern waren dabei unterstützt von einer trefflichen Erzieherin, deren pädagogische Leitung auch uns Kindern zugute kam und die ich selbst noch sehr lieben und schätzen lernte, da sie bei meiner Großmutter auch nach der Ver-

heiratung der Tochter verblieb und auf unsere Erziehung Einfluß hatte.

Meine Mutter heiratete früh. Sie kam aus städtischem Kreis, denn wenn die Stadt Essen auch damals noch klein war, so schloß sie doch viel an höherer Gesellschaft ein, da die Stiftsdamen auch nach Aufhebung des Stiftes daselbst wohnen blieben und häufig ihre Verwandten ebenfalls dort hinzogen. Die kurze Zeit von ihrem siebzehnten bis zu ihrem einundzwanzigsten Jahre hatte sie für damalige Zeit viel auf Reisen zugebracht, war mit ihren Eltern in Frankreich, mit ihrer älteren, schon verheirateten Schwester in Westfalen und in verschiedenen größeren Kurorten gewesen und hatte den Winter zum Teil in Düsseldorf zugebracht, wo damals der Prinz Friedrich von Preußen Hof hielt und eine glänzende Gesellschaft um sich versammelte. In den Familien der Salm, Schell und Spee, in denen sie dort lebte, herrschte viel Anregung für Kunst und Wissenschaft und ein sehr vielseitiges Leben.

2. Die Eltern auf Welda.

Es mochte damals für die einundzwanzigjährige junge Frau nicht leicht sein, sich aus so geselligem Kreis nach Westfalen versetzt zu sehen, das für sie so ganz fremde Gegend war, dazu auf das Gut Welda, das durch lange Vereinsamung einem durch Komfort verwöhnten Auge nicht viel mehr als die nackten Wände bot. Während der langen Jahre der Rechtsstreitigkeit und der Vormundschaft war nichts dort geschehen, im Gegenteil, man hatte alles getan, um das wirklich schöne, großartig angelegte Haus seiner besten Sachen zu entkleiden. Spiegel und Gemälde waren ausgeführt, selbst die marmornen Kamine hatte man ausbrechen wollen. Was an schönen Möbeln dort gewesen, hatte die Großmutter bei ihren vielen Umzügen mitgenommen. Die Kahlheit der Räume, die primitive Einrichtung entlockten meiner Mutter zuerst Tränen; aber Vernunft,

Pflichttreue und die Liebe zu ihrem Gatten standen ihr zur Seite, und ihr guter Geschmack verstand es bald, den an sich so schönen Räumen ein besseres und komfortables Ansehen zu geben. Konnte man ein gemütlicheres Zimmer finden, als unser Wohnzimmer? So hell und freundlich mit seinen fünf Fenstern, durch welche die Sonne zu allen Zeiten hereinlugen konnte, mit seinen tiefen Fensternischen, in denen gerade zwei so behaglich plaudern konnten und in denen Arbeitstischchen oder Maltischchen so gut Platz fanden.

Mächtige, bequeme Sofas und Möbel, auf die auch der kräftigste Landjunker sich niederlassen konnte, ohne zu fürchten, sie zum Krachen zu bringen, einige gute Gemälde, hübsche, feine Nippsachen, Harmonie in den Farben der Tapeten, Möbel und Vorhänge, ein gemütlicher eiserner Ofen, nebst unschönem aber äußerst bequemem Holzkasten, auf dem die Herren mit Vorliebe Platz nahmen, immer Blumen im Zimmer und Bücher und Zeitungen auf den Tischen — das war unser Wohnzimmer.

Wilhelmine Freifrau von Brackel-Haxthausen

Großmutter von Ferdinande von Brackel.

Nach einem Oelgemälde im Besitz der Familie

Es war ein sehr bescheidener Luxus. Man sah, daß nicht mit großen Mitteln gewirtschaftet war, aber immer und allzeit trug es das Gepräge einer feinen und vornehmen Auffassung, eines durchbildeten Geistes und gemütlichen Charakters. O, unser liebes, altes Wohnzimmer! Meine Eltern, die allem gemachten Wesen so entgegen waren, nannten es nie Salon, dafür war es nicht elegant genug.

Wenn es aber wahr ist, daß helle, lichte, freundliche Räume auf der Kinder Charakter wirken, dann war dies lichte Zimmer gewiß die Ursache, daß wir Kinder alle ein gut Stück lebensfrohen, offenen und auch einfachen Sinnes mit hinausnahmen in die Welt und ihn auch bewahrten durch alle Stürme des Lebens.

Unser Wohnzimmer lag nach Süden, erfreute sich daher Sommers und Winters behaglicher Wärme; doch konnte man sich des Sommers durch mächtige Läden sehr wohl gegen den zu großen Einfluß der Sonne schützen. Weniger schön war es, daß das Zimmer auf den Hof

hinaus sah; zu einer Zeit aber, wo die Herren selbst die Landwirtschaft führten, galt das für einen Vorteil.

Meiner Mutter feiner Sinn liebte sehr, ihre Zimmer und ihre ganze Umgebung zu verbessern und zu verschönern. Mein guter Vater war ein echtes Paderborner Kind, und die haben nicht viel von Verschönerungen im Sinn. Wie es ihnen praktisch dünkt, so haben sie es am liebsten, und dann hegen sie eine große Abneigung gegen die Unruhe wechselnder Einrichtungen, namentlich solcher Einrichtungen, die Schonung und Rücksichten heischen.

So störte es meinen Vater durchaus nicht, wenn Brennholz und Bauholz sich hoch auf dem Hofe türmte, wenn man alle landwirtschaftlichen Genüsse aus erster Hand haben konnte.

In solchen Fällen siegt aber der Frauen Wille und Geist! Die Holztürme verschwanden, der Hof wurde umgewandelt und alles zeigte allmählich einen feineren Geschmack. In Kunstsachen hingegen hatte mein Vater ein sehr

richtiges Urteil. Was er in der Art angeschafft, zeigte alles den besten Geschmack und war von wirklicher Schönheit.

Wenn Aenderungen, wie die eben angedeuteten, geplant wurden, stand ich als Kind heimlich immer auf Papa's Seite. Wozu ändern? Das einmal Hergebrachte gefiel mir immer besser als die Unruhe des Neuen.

3. Die Geschwister.

Ich war das vierte Kind meiner Eltern. Da mir drei Brüder voraufgingen, wurde ich — variatio delectat — als Mägdelein sehr freudig begrüßt. Meine liebe Großmama mütterlicherseits und die einzige Schwester meines Vaters wurden meine Patinnen und von beiden erhielt ich die Namen „Ferdinande Maria Theresia", auch wohl von jeder eine Ader: von Großmama den lebensfrohen Sinn, von der Tante die Liebe zu den Büchern und vielleicht ein Stückchen Willenskraft, die sie überreichlich besaß.

Es folgte nach mir eine Schweſter, welche früh verſtarb, und noch zwei Brüder.

Die erſte Freude über mein Kommen dämpfte ſich bald dadurch, daß ich entſchieden nicht meinen Brüdern an gefälligem, ja ſchönem Aeußeren gleichkam.

Da meine beiden Großmütter wirkliche Schönheiten waren, meine Mutter mit ihrem blütenweißen Teint, dunklen Haar und klugen Augen doch mindeſtens eine ſehr hübſche Erſcheinung abgab und mein Vater auch im hohen Alter noch ein ſehr ſchöner Mann war, hatte ich einiges Anrecht auf dies Erbteil. Aber das Schickſal iſt oft tückiſch. Meine Brüder waren alle auffallend hübſche Buben, zum Teil auch ſpäter ſchöne Männer, vor allen mein älteſter Bruder Georg, der leider ſpäter durch einen böſen Fall ſeine als Kind ſo ſchöne Geſtalt verlor. Außer dem geringen äußeren Reiz wurde ich in den erſten Lebensjahren auch noch ein kränkliches Kind, das Jahre hindurch großer Schonung und Pflege bedurfte. Als

mein sehr schönes, gesundes Schwesterchen starb, glaubte der Arzt, ich hätte diesen anscheinend so vernünftigen Rückzug genommen, und gab meiner Mama den Trost: „daß ja trotz aller Pflege nie etwas aus mir geworden wäre."

Meine Mama hat sich über den Verlust dieses Töchterchens nie ganz getröstet, und sie umgab es mit aller Phantasie und Poesie, deren die Liebe nur fähig ist. Ihrer treuen Pflege aber verdanke ich die Gesundheit und Kraft, die, Gott Dank, jetzt noch bis in mein Alter hineinreicht.

Ich blieb sechs Jahre hindurch die jüngste der Familie und erinnere mich noch, daß mir das ein großer Kummer war. Meine zwei ältesten Brüder hießen die Großen. Mein dritter Bruder, nur ein Jahr älter, war naturgemäß mein Gespiele, und wir haben unsere ganze Kindheit und Jugend, unsere Studien und Spiele sowie Freud' und Leid geteilt.

Mein ältester Bruder, der spätere Besitzer von Welda, war eine praktisch veranlagte Natur,

ermangelte dabei aber nicht einer gewissen poetischen Gefühlsrichtung und einer Art Erzählertalent. Dem Studium an sich war er nicht hold, da es ihm bei sonst klarem Verstand an Gedächtnis mangelte; auch wollte er sich nur der Landwirtschaft widmen.

Mein zweiter Bruder Engelbert war ein phantastischer, unruhiger Kopf von mannigfaltigster Begabung. Sein Zeichnentalent war nicht unbedeutend; als Knabe leistete er schon sehr Hübsches darin und hat auch später besonders in der Ausführung graziöser Randzeichnungen manches Schöne geliefert, worin er seinem Gedankenreichtum Ausdruck gab. Er war Militär, nahm aber früh schon ein Anerbieten an, unter Pius IX. in ein päpstliches Fremdenregiment zu treten, da es ihn lockte, den schönen Süden kennen zu lernen. Nachdem er zehn Jahre dort, bald in Rom, bald in den Provinzen, gestanden, Major und Oberstleutnant geworden war, kamen die traurigen Tage der Auflösung der päpstlichen Armee und des Kirchenstaates.

Er ist dann viel durch die Welt gefahren, ging zur Zeit der Mexikanischen Regentschaft dorthin und hat dann nach der Vernichtung des Kaiserreichs ein wechselvolles Leben daselbst geführt.

Wissenschaftliche Interessen traten allmählich immer mehr an die Stelle der militärischen und künstlerischen. Mit Pinsel, Stift und Feder war er stets tätig. Heute Journalist und morgen im Minenfach arbeitend, um dann wieder in alte, historische Papiere sich zu vergraben, gehörte er den verschiedensten gelehrten Gesellschaften Mexikos an. Seine Gutherzigkeit ließ ihn immer sehr freundlich und liebevoll für sein Schwesterchen sein, deren Schaffen ihm immer Freude bereitete und für das er nah und fern stets das regste Interesse zeigte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat lebte er in Kassel und starb dort am 22. November 1903.

Der dritte Bruder Hugo ging ernsten, klaren und tüchtigen Sinnes den gebahnten Weg. Er war der Eltern Freude, da er ihnen selten oder nie Sorge bereitete. Er hatte jedenfalls die

Portion Gründlichkeit seines vorhergehenden Bruders mitbekommen, was ihn an rascher Arbeit, wie sie unsere Zeit jetzt heischt, in etwa hinderte.

Bei dem großen Examen im Verwaltungsfach erreichte er z. B. zwei Prädikate mit vorzüglich, eines mit recht gut und füllte auch später im Leben seine Stellungen stets tüchtig und von großen, edlen Anschauungen ausgehend aus. In Schlesien, in Westfalen, in der Eifel, in Holstein hat er im Verwaltungsfach vierzig Jahre gearbeitet und sich überall der Zufriedenheit der Behörden und besonders des Zutrauens und der Befriedigung seiner Kreiseingesessenen erfreut. Allen Strebens fern, hat er nicht die äußere Anerkennung gefunden, die er verdient hätte; doch hat ihn dies nie gekümmert. Ihm galt die Sache stets mehr als der persönliche Erfolg.

Wir standen uns im Alter am nächsten. Er nahm lange den Platz der beauté der Familie ein und war auch besonders als Jüng-

ling mit dem frohen Ausdruck in den braunen Augen, dem dichten braunen Haar über der ernsten Stirn, der schlanken, biegsamen Gestalt eine überaus hübsche Erscheinung, der Mutter Stolz. Ich war stets gewohnt, an ihm herauf zu sehen, und wir haben manches Jahr in inniger geschwisterlicher Vertraulichkeit verbracht. Seine Frau war schon in unserer Kindheit meine beste Freundin und nach ihrem leider zu frühen Tode habe ich versucht, ihren Kindern an mütterlicher Liebe zu ersetzen, was ein Herz eben geben kann.

Es waren wohl veranlagte hübsche Kinder, welche die Aufgabe, sich ihnen zu widmen, wohltuend und leicht machten — und diese Aufgabe hat mein Leben jahrelang ausgefüllt.

Mein vierter Bruder Arnold, ein um sechs Jahre jüngeres Bürschchen, wurde von uns andern lange als „der Kleine" angesehen. Wir hatten ihn in der Wiege gesehen, das gab ein großes Uebergewicht. Schon damals zeigte sein sehr wohl ausgebildetes Näschen die Form,

die ſie noch heute hat, was ſeinen Paten veranlaßte, zu ſagen: „Der Junge hat ja eine Generalsnaſe!“ eine Prophezeiung, die wahr geworden iſt. Als Kinder fanden wir, daß die Mama ihn verwöhne und uns Großen dem Kleinen gegenüber ſtets Unrecht gebe. Ich vermute, daß ich jetzt die Situation anders auffaſſen würde. Er war früh ein kluger, klardenkender kleiner Menſch, der ſeinen Lebensweg mit großer Sicherheit ging. Im Gegenſatz zu ſeinen anderen Brüdern kam er früh von Haus; da er Militär werden wollte, wurde er einer Kadettenanſtalt ſchon im elften Jahre anvertraut. Ich glaube, meiner Mutter wurde dies Opfer unendlich ſchwer. Da aber dem Knaben bei dem Leben auf dem Lande jeder militäriſche Eindruck fernblieb, mein Vater ſich auch ſpäter nie damit befaßt hatte, hielt man es für beſſer, bei ſeiner ausgeſprochenen Neigung dafür ihn dieſen Weg einſchlagen zu laſſen. Der Knabe hat ſo ein gut Teil ſeiner Kinderzeit den häuslich warmen Familienhauch entbehrt,

so viel wir auch taten, ihm in den Ferienzeiten die Heimat lieb zu machen. Stark und fest auf sich selbst beruhend ist er seinen Weg gegangen mit seltener Pflichttreue, immer die Aufgaben erfüllend, die ihm vorlagen. Trotzdem ihm das Leben im Kadettenhaus gewiß ganz fremd war, fand er sich, ohne jemals zu klagen, darein; niemals beunruhigte er seine Eltern auch nur durch eine Klage, sondern zeichnete sich durch Fleiß und Führung in jeder Beziehung aus. Mit 17 Jahren ging er schon aus der Selecta als Offizier hervor und ich sehe noch heute unser aller und auch seine strahlende Freude, als er zum erstenmal in Offiziersuniform vor uns stand.

Zwei Equipierungen hat er verwachsen, so viel ging er noch in die Höhe nachdem er schon die Epauletten trug.

Er kam als einziger katholischer Offizier in das 27. Regiment, und den schönsten Beweis seiner Charakterfestigkeit und Pflichttreue in so jungen Jahren gab er dadurch, daß er stets

treu seinem Glauben und seinen kirchlichen Pflichten nachkam, auch immer geordnet in seinen finanziellen Verhältnissen war, ohne jemals seine Eltern auch nur mit dem leisesten Anspruch zu beunruhigen.

Er hat später in mancher heißen Schlacht gestanden und sich ehrlich die Lorbeeren erworben, hat auch viel an äußeren Ehren geerntet. Und wie er damals war, ist er noch heute: nie seinen Ruhm oder die Vornehmheit seiner Stellung in äußerem Tand suchend, sondern immer auf dem wahren Grund, echter Wahrheit, treuer Arbeit und hoher Auffassung fußend.

Mein fünfter Bruder war der Schmerzensreich der Familie. Sein ganzes Leben war eine Kette von Leiden, und doch hat sein Leben gerade vielleicht am meisten das meinige beeinflußt. Von Geburt an war unsägliche Nervosität sein Los; ob ein Fehler in der Organisation oder ein Schlaganfall ihn gelähmt, blieb unerklärt. Er wurde nie Herr seiner

Glieder. Mit sechs Jahren konnte er noch nicht sitzen, mit zehn Jahren erst begann er zu gehen, und auch das blieb doch immer nur ein bei steter Bewegung der Glieder traurig anzusehendes Fortbewegen. Das an und für sich sehr hübsche Gesicht war schmerzlich verzogen, er hatte über keine seiner Bewegungen Gewalt, auch nicht über den Blick, auch nicht über die Zunge. Er hörte jedoch sehr fein, und sein Verständnis war ungemein rasch und klar, im Gegensatz zu seiner sonstigen Hülflosigkeit.

Erst jetzt verstehe ich, welch ein unsäglicher Kummer, welch eine Lebensaufgabe er für meine armen Eltern war. Meine Mutter war selbst in jenen Jahren viel leidend, besonders auch vor der Geburt des Kleinen, und ihre Genesung erfolgte erst viele Jahre später; aber auch da blieb sie doch stets zart, so daß man immer Rücksicht auf ihr Befinden nehmen mußte. Meines Vaters rührende Pflege, seine Sorge für ihre Gesundheit, die ihm nichts zu mühsam und zu teuer sein ließ, haben wohl

am meiſten dazu beigetragen, ihr die Geſundheit wiederzugeben.

Dabei immer das arme, kränkliche Kind, was ſtets einer, oft mehrerer Perſonen Pflege in Anſpruch nahm — und doch habe ich niemals meinen Vater klagen hören, immer nur ſah ich ihn Frau und Kind mit zarteſter Rückſicht behandeln.

4. Jugendzeit.

Meine Kindheit, von meinem achten Jahre an, ſtand ganz unter dem Eindruck dieſer Ereigniſſe. Immer Sorge um Mama, immer Sorge um das Brüderchen, das wir aber doch ſo liebten, daß ich weiß, wie grauenhaft es uns war, als ich einſt eine Dame ſagen hörte, wie gut es ſein würde, wenn Gott das arme Kind zu ſich nehme! Ich mochte die Frau ſeitdem gar nicht mehr leiden.

Was mich ſelbſt angeht, war ich lange von meiner Mama als das Sorgenkind angeſehen worden. Ich glaube, in etwas übertriebener

Weise; jedenfalls verdanke ich ihrer treuen Pflege, daß meine Gesundheit eine so treffliche wurde.

Ich hatte sehr spät laufen und sehr früh lesen gelernt, das hat man mir so oft erzählt, daß ich es für wahr halte. Ob ich lebhaft oder still gewesen, weiß ich nicht, ich meine, ich sei erst mit den Jahren heiter und lebhaft geworden. Meine erste Erinnerung ist mein Kindermädchen, das ich innig liebte und das in steter Sorge war, mich nicht dem Ostwind auszusetzen. Von ihr habe ich ein geflügeltes Wort, dessen ich mich heute noch mit Freude erinnere. Als ich einst bat, spazieren gehen zu dürfen, schützte sie wieder Ostwind vor. „Minchen," sagte ich kläglich und sah auf die Wiese, wo die Dorfjugend sich tummelte, „Minchen, alle anderen Kinder sind ja draußen." „Das ist auch ganz etwas anderes," sagte sie kurz, „das sind andere Kinder!" Das Wort paßte mir nicht. „Minchen, wir sind alle von Erde," erwiderte ich mit dem Anflug sozialer An-

ſchauungen, die meine ſpätere Zeit kennzeichneten. Aber München gehörte einer anderen Zeit an und kannte den Unterſchied der Menſchen. „Ja, aus Erde, aber ihr ſeid von geſiebter Gartenerde," gab ſie, die Tochter eines Gärtners, ſehr ſchlagfertig zurück, und heute noch freue ich mich dieſer prachtvollen Unterſcheidung. Es lag, ihr unbewußt, auch der ganze Hohn darin, den die Urſprünglichkeit einer gewiſſen Ueberkultur entgegenſetzt. Der einzige wirkliche Unterſchied unter den Menſchen iſt gewiß der, ob ſie aus mehr oder weniger kultivierter Erde beſtehen.

Da ich aus geſiebter Gartenerde war, mußte ich alſo den Tag und noch manchen anderen im Zimmer bleiben, den ich gern draußen zugebracht hätte, denn damals ſchloß die Geſundheitspflege gerade ſo viel die Luft ab, wie ſie jetzt ſie anwendet.

Was den Oſtwind betraf, ſo habe ich mein gutes München immer im Verdacht gehabt, daß ſie überhaupt nicht wüßte, wo Oſten war,

Franz Ferdinand Freiherr von Brackel

Vater von Ferdinande von Brackel.

und kurzweg jedes Lüftchen dafür hielt. Die Verzärtelung, die meine gute Mutter mir angedeihen ließ, war aber nichts weniger als Verwöhnung. Es war eine gute Schule der Selbstüberwindung und des strengsten Gehorsams. Ohne Murren mußte ich auf vieles verzichten, was sonst der Kinder Freude ist, war an die strengste Diät gebunden, bekam auch keinen Ersatz dafür, und mußte es ruhig mit ansehen, wie Kuchen und allerhand gute Gerichte an mir vorübergingen, ohne daß ich davon erhielt. Es wäre mir aber nie eingefallen, nur die kleinste Bitte in der Hinsicht zu erheben.

Auch noch in späteren Jahren heischte Mama denselben strengen Gehorsam; so hielt sie es schädlich für mich, im Freien zu sitzen, und nun gar auf Gras oder Steinen, mochte es noch so warm sein, noch so trocken! Kam ich mit anderen Kindern zusammen und klagte vorher bei Mama, daß ich wieder verlacht werden würde, wenn ich nicht mittäte, dann sagte sie stets: „Bist du so schwach, daß du dich

durch ein Lachen oder eine spöttische Bemerkung von dem, was du tun sollst, abbringen läßt? Was die Menschen darüber sagen, darauf kommt es gar nicht an; tu, was du sollst, und damit Punktum!"

Ganz leicht war es nicht immer, aber eine gute Schulung war es; man verlernte es, sich von anderer Urteil beeinflussen zu lassen. Auch in bezug auf ärztliche Anordnungen verlangte Mama den strengsten Gehorsam ohne Murren und Klagen. Kam aber eine Erkältung oder irgend eine Unpäßlichkeit, so gab es zumeist zuerst einige Schelte, daß man es durch Ungehorsam oder Leichtsinn herbeigeführt habe, und selten oder nie ein weichliches Beklagen.

Ich glaube, es waren nicht immer verdiente Schelte, sie behüteten aber vor unnützen Klagen, und so lange es ging, hielt man den Kopf oben und klagte nicht.

Da Mama in jenen Jahren so viel leidend war, außerdem durch meinen jüngsten Bruder sehr in Anspruch genommen war, war ich mir

mehr selbst überlassen als die älteren Brüder es gewesen. Bis zum zehnten Jahre leiteten Gouvernanten und der Elementarlehrer des Dorfes, der allabendlich kam, unsere Stunden, und die Gouvernanten und den Lehrer hatte ich meist auf meiner Seite.

Zuerst hatten wir eine Gouvernante, die sehr durchgebildet und sehr streng war. Immer ermahnte sie, ruhig zu sein, war aber selbst das zappelichste Wesen, das ich je gekannt. Sie hatte eine Rute angeschafft, und ich erinnere mich, daß ich dieselbe mit Wohlbehagen zerbrach, obgleich ich sie nie zu fühlen bekommen.

Die zweite war eine von französischer Abstammung, eine liebe Persönlichkeit, aber unendlich skrupulös, so daß sie nie wußte, was eigentlich des rechten zu tun. Ich glaube nicht, daß wir viel bei ihr gelernt haben, aber sie war sehr gut und fromm.

Mit meinem Bruder stand ich im besten Einvernehmen, nur wenn er mich neckte —

und das geschah oft — wehrte ich mich meiner Haut und genierte mich auch nicht vor tätlicher Abwehr; gelegentlich war ich auch der angreifende Teil. Sonst sollen wir sehr artige Kinder gewesen sein. Ich spielte mit ihm Pferd und er mit mir Puppen. Daß er die Puppen immer besser anzukleiden vermochte als ich, verleidete es mir, und war mir ein großer Kummer. Er war geschickt mit den Händen, und ich ungeschickt, das war der Verdruß meiner Kindheit. Binden lernen, Linien ziehen, das waren mir schreckliche Aufgaben; meine Knoten gingen stets los, meine Linien waren immer schief und forderten den Hohn meines Bruders heraus. Ich keifte dann gegen ihn an oder brach in Tränen aus, mußte aber doch wieder Frieden machen, damit er mir die Linien zog. Er zeichnete schöne, gerade Häuser, ich gräßliche Hütten, die halb umfielen, und suchte sie damit zu rechtfertigen, daß das viel romantischer sei. Ich war sehr unordentlich, was mir viele Schelte zuzog, und es würde

gewiß gut gewesen sein, wenn man es noch ernster genommen. Meiner Mutter Jungfer, eine vortreffliche Hausmeisterin und dabei äußerst treu in der Pflege unserer Mutter bei den vielfachen Krankheiten, prophezeite mir die schrecklichsten Lebensschicksale aus Anlaß meiner Unordnung und Ungeschicklichkeit. Sie behauptete stets, ich müsse dereinst für alles Maschinen haben: Strickmaschine, Nähmaschine — die sind nun wirklich gekommen, aber ich habe auch einen Teil praktischer Arbeit gelernt. Sie zog übrigens meine soviel hübscheren Brüder während unserer Kindheit so vor, daß ich erst später ihr recht von Herzen gut wurde.

Wir waren in bezug auf die Dienstboten streng gehalten, stets höflich und artig gegen sie zu sein. Als mein Bruder Engelbert einst der besagten Jungfer ein unartiges Wort zurief, strafte ihn mein Vater mit einer tüchtigen Tracht Schläge. Unartige, grobe Worte wurden überhaupt nicht erlaubt und nicht geduldet.

Unsere Leute waren alle sehr lange in unseren Diensten; es ist gewiß ein großer Segen auch für die Kinder, unter Menschen aufzuwachsen, die mit dem Haus und der Familie vertraut sind und deren Einfluß gar nicht zu unterschätzen ist. Das ewige Wechseln der Dienstboten bringt den Kindern solch geringe Meinung über den Menschen bei.

Mit den Dorfleuten und den Kindern dort kamen wir wenig in Berührung. Mama hatte die Ansicht, daß man in jenen Jahren mehr das Schlechte als das Gute annimmt; wir wurden aber auch nicht ängstlich davon ausgeschlossen, und mußten immer höflich und artig sein.

Bis zum vierzehnten Jahre nannten uns unsere Dienstboten beim Namen und du, nachher Sie und mit dem Titel.

Ich glaube, ich lernte nicht schwer. Schönschreiben aber wurde mir sehr sauer. „Deine Händchen sind zu schwach," mäkelte der Lehrer und hielt sie mir wohl fest. „Was sind das wieder für Migänchen!" — war eine häufige Be-

merkung.[1]) An unserer schlechten Schrift war er aber doch die Hauptschuld, da er trotz meines Vaters Tadel uns stets sehr klein und langsam schreiben ließ. Im Kopfrechnen war ich nicht übel, und das war dem Lehrer sein Lieblingsfach. Die deutsche Sprache nahmen wir nach Wursts Sprachlehre, und die war sehr langweilig. Ich sollte einst Sätzchen bilden und Hund läuft war die Aufgabe.

„Der Hund läuft schief" — schrieb ich hin, denn ich hatte es beobachtet, wenn ich die Hunde unseren graden Gartenweg herunterlaufen sah. „Was für ein Unsinn!" donnerte der Lehrer mich an. Aber ich gab meine Naturbeobachtung nicht so leicht auf und habe heute noch oft meinen Spaß daran.

Da, wie schon gesagt, Wursts Sprachlehre uns sehr langweilig war, wandten wir zuweilen

---

[1]) Migänchen: im Paderborner Land vielfach gebrauchter Ausdruck für kleine, undeutliche Buchstaben, zumal wenn diese in sonst gut geschriebenen Worten vorkommen.

ein treffliches Mittel an, dieſe Stunde zu umgehen. Unſer Lehrer lag in ſtetem Hader mit der Gemeinde und der Regierung ob des in Wahrheit ſchrecklichen Schulhauſes. Die Regierung war aber damals gerade ſo ſparſam und unzugänglich für dieſe Zwecke, als ſie ſpäter verſchwenderiſch dafür wurde. So blieb das alte Schulhaus ſtets dasſelbe, trotzdem der Lehrer eine Eingabe nach der anderen an die Regierung machte. Sobald nun Wurſts Sprachlehre auf der Tagesordnung ſtand, hatte mein Bruder oder ich eine heuchleriſche Frage nach dem Erfolge ſeiner letzten Eingabe an die Regierung in Bereitſchaft, oder wir fragten nach einem Acker, auf deſſen Entwäſſerung er ebenfalls ſtets antrug.

Das Mittel hat nie fehlgeſchlagen; wir bekamen dann ſtets die Geſchichte all ſeiner Schulhausleiden zu hören — ob ſie amüſanter war wie Wurſts Sprachlehre, weiß ich kaum — aber plötzlich ſprang der Lehrer dann auf, ſchnitt uns eilig noch ein paar Federn und

eilte von dannen. Daß ich so wenig deutsche Grammatik kann, ist leider auch eine traurige Tatsache geblieben. In allen übrigen Elementarfächern aber war er ein sehr tüchtiger Lehrer.

5. Anfänge der Dichterbegabung.

In jenen Jahren regte sich bei mir denn auch der Dichtergeist, freilich mit sehr schwachen Flügelschlägen.

Ich mußte meiner Haltung wegen jeden Tag eine Stunde auf einer Streckleiter liegen. Während dieser Zeit erzählte ich meiner Gouvernante Geschichten und zwar so, als ob ich sie selbst erlebt hätte, aber mit dem unheimlichen Gefühl, daß es ja eigentlich gar nicht wahr sei. Da ich außer meinen Brüdern wenig oder keine Gespielen hatte, träumte ich dann von einer Menge kleiner Mädchen, mit denen ich gespielt haben wollte. Eine andere Art Darstellung versuchte ich später in Vers und Reim.

Einmal war ein Brand im Dorfe gewesen. Wir sollten einen Aufsatz darüber schreiben

— ich verfaßte ihn als Gedicht und gab dieses dem Lehrer als Aufsatz ab. „Das ist kein Aufsatz; du solltest einen Aufsatz schreiben," sagte er sehr streng. Beschämt ließ ich den Kopf sinken und hatte Tränen in den Augen, was mir als Kind sehr leicht passierte. Als die Unterrichtsstunde zu Ende war, gab er mir mein Gedicht wieder: „Du kannst das deinen Eltern geben," sagte er kurz, und wir, meine Brüder und ich, stürmten die Treppe hinab dem Wohnzimmer zu. Noch heute sehe ich die Situation vor mir: Mama lag, wie sie abends immer tat, auf dem Sopha, mit Zeitungen beschäftigt. Mein guter Vater und der Pastor saßen im eifrigen Schachspiel begriffen. Ein Körbchen mit Aepfeln, eine Flasche Wein auf dem Tisch, außerdem zwei silberne Leuchter mit brennenden Kerzen, denn wir benutzten damals noch keine Lampen.

Noch in der Schulschürze, mit brennend heißen Backen kam ich herein und gab Mama das Gedicht. Sie las es — sagte aber nichts als,

ich sähe ja sehr heiß aus, und gab es meinem Vater. Der las es, sagte ebenfalls nichts und reichte es dem Herrn Pastor. Soviel ich mich erinnere, nickte dieser mir beifällig zu, sagte aber auch nichts. Ein niederschlagendes Gefühl beschlich mich. Ich bin hinaus gegangen, habe nicht gewußt, ob mein Gedicht gut oder schlecht war, habe mir dann aber den Kopf auch nicht darüber warm gemacht, sondern die ganze Geschichte bald vergessen.

Wohl zehn Jahre nachher erst hat mir meine gute Großmutter wieder davon gesprochen. Mama hatte ihr das Gedicht gesandt, Großmutter hatte es einem Herrn, der sich für Dichtungen interessierte, zu lesen gegeben, und der hatte gesagt, daß dem Kinde, das dies Gedicht verfaßt habe, zweifellos viel Talent innewohne.

Es muß also wohl nicht ganz schlecht gewesen sein. Meinen Eltern aber danke ich es noch heute, daß sie so wenig Aufhebens davon machten. Wie manches junge Talent geht unter an der Bewunderung, die solch kindischen Versuchen

gezollt werden! Und was noch schlimmer ist, wie viele bilden sich dann ein, Talent zu besitzen, und haben später nur grausame Enttäuschungen zu durchleben.

Ich ließ das Dichten dann jahrelang ganz sein. Erst im Backfischalter erwachte der Trieb wieder.

6. Pastor Hoischen.

Von meinem zehnten bis zum achtzehnten Jahre erhielt ich allen wissenschaftlichen Unterricht von dem Geistlichen unseres Dorfes. Der Pastor Johannes Hoischen war ein selten durchgebildeter Mann von vielen Interessen, der viel und vielseitig gelesen.[1]) Trotzdem er sehr ernst, sehr wortkarg war, gewann er die Kinderherzen in hohem Grade, und er übte große Macht über uns aus. Unser waren vier, die den Unterricht dort begannen, zwei seiner Neffen, mein Bruder und ich. Der eine der Neffen

[1]) Später war er lange Jahre Pfarrer in Langenstraßen bei Warstein i. W.

verließ uns indeſſen ſchon bald; mit den anderen zwei Knaben teilte ich wohl zwei Jahre den Unterricht. Dann beſuchten ſie das Gymnaſium und ich blieb allein zurück.

O, wie viel liebe und inhaltreiche Stunden habe ich in dem weißgekälkten einfachen kleinen Zimmerlein verlebt. Wie war es jeder Verſchönerung, jedes Luxus bar! Ein kleines, äußerſt hartes Sofa, ein Seſſel mit Rohrgeflecht, drei Stühle, ein kleiner eiſerner Ofen, ein Bureau für die kirchlichen Papiere, an den Wänden ein paar unſäglich anſpruchsloſe Bilder und ein ganzer Reichtum ſchöner großer Landkarten. Durch das Fenſter ſchaute ein alter Apfelbaum herein und auf dem Fenſterbrett hatte ein Greiſenkaktus ſeinen Platz, oft auch eine ganze Reihe ſchöner Kakteen oder Nelken, denn der hochwürdige Herr war ein großer Blumenfreund und Botaniker, der an beſonderen Exemplaren ſeine größte Freude hatte. Ich hätte viel von Naturkunde lernen können, wenn ich Sinn dafür gehabt hätte; denn im Garten und auf Spazier-

gängen machte er uns stets auf alle Pflanzen und Tiere aufmerksam.

Ich muß noch eines kleinen offenen Bücherbrettchens an der Wand erwähnen, worauf die deutschen Klassiker ihren Platz hatten; dies Brettchen war für mich ein Gegenstand großer Versuchungen.

Allmorgentlich nach der Kirche rückten wir Schüler hier ein. In den ersten Jahren war es meinem Bruder und mir ein besonderer Sport, den kurzen, aber freilich sehr schmutzigen Weg auf Stelzen zurückzulegen; später schritt ich fein säuberlich zu Fuß hin.

Der Pastor, der früher Rektor an einer Schule gewesen, war der wilden Buben wohl gewohnt und man hatte uns von seiner Strenge ein wahres Schreckensbild entworfen. Wir fanden hingegen einen sehr milden Lehrer, und die Buben behaupteten, er ließe gegen mich eine große Nachsicht walten. Als meine Mutter einmal den einen Neffen des Pastors fragte, wie es mit mir in den Stunden ginge, äußerte

der mit Nachdruck: „Ferdinande hat ein Leben wie eine Prinzeß, sie sitzt auf dem Sofa und guckt in Onkels Atlas.“

Ich glaube übrigens, daß ich im Lernen leidlich brav war, denn ich hatte ein gut Teil Ehrgeiz, nicht gegen die Buben zurückzustehen. Schon bei dem Elementarlehrer waren mir die Korrektur-Augenblicke immer sehr schmerzlich, und beim dritten oder vierten roten Strich gingen mir zumeist die Augen über.

Die Geographie der südamerikanischen Staaten ist mir heute noch sehr gegenwärtig, weil ich seinerzeit meine beiden Kameraden darin übertreffen wollte und auch richtig das dafür ausgesetzte Bildchen eroberte.

Währenddem die Knaben Latein und Griechisch lernten, konnte ich nach Hause gehen oder hatte meine Rechenaufgabe zu machen. Mein Vater hatte nicht gewünscht, daß ich Latein treibe, was mir bis auf den heutigen Tag noch leid ist. Schablonenmäßig war der Unterricht nicht und unpädagogisch wenig

an Zeit und Stunde gebunden. Es kam oft vor, daß unser Diener uns um ein Uhr zum Essen nach Hause rief, wenn gerade etwas Besonderes Lehrer und Schüler beschäftigte.

Das Beste an dem Unterrichte war die Anleitung zum Selbstdenken, auf die der Pastor immer hinwies, und seine großen, ernsten Anschauungen über Religion, über die Pflichten, über die ganze Auffassung des Lebens. All die Anschauungen waren groß, fest, und so innerlich gesund: im Glauben wurzelnd, zum Höchsten strebend und doch so schlicht mahnend, bei allem das Höchste immer im Auge zu behalten. Er lehrte dabei nicht allein mit Worten, sondern auch mit Taten. Sein Leben war so schlicht, so selbstlos, so von innerer Frömmigkeit durchdrungen, die ihn still, ganz still die größten Opfer bringen ließ.

Von Natur sehr heftig, hatte er sich so bezähmt, daß er fast lethargisch schien. Weniger angeregte Naturen hätten wohl nicht sehr von seinem Unterrichte profitiert, und auch ich hätte

Charlotte Freifrau von Brackel
geb. Freiin von Asbeck,
Mutter von Ferdinande von Brackel.

viel, viel mehr lernen können, wenn ich eben ſtrenger angehalten worden wäre. Da ich aber zu Haus unter ziemlich ſtrenger Aufſicht ſtand, ließ er mir wohl etwas mehr Freiheit, was ich denn auch ſehr anerkannte.

Wir trieben die letzten Jahre des Unterrichts zumeiſt Geſchichte und Literatur, auch Naturkunde, doch hatte ich, wie geſagt, ſehr wenig Sinn dafür. Ich ſah ſoviel von der Natur, daß ſie mich eigentlich ungeduldig machte — es war ja immer daſſelbe an Berg und Tal, an Blühen und Grünen. Mein Herz ſehnte ſich nach anderem, nach allem, was die Kunſt geſchaffen, von dem ich ſo wenig noch geſehen hatte.

Ich las ſehr viel vor in dem Unterricht, und ich bewundere noch heute, wie ruhig der Paſtor mein Urteil leitete, meine Begeiſterung dämpfte und berichtigte, mich mit ein paar Worten oft nur auf das Verkehrte oder Unrechte in des Dichters Anſchauungen aufmerkſam machte. „Man muß durch das Schöne allein ſich nicht

bestechen lassen, und man kann das Schöne auch da anerkennen, wo man nicht mit den Anschauungen übereinstimmt." Das war eine der Haupttendenzen seines Unterrichts. Wenn ich atemlos begeistert oft inne hielt bei irgend einer Lektüre, gepackt von der Schönheit der Sprache oder des Vergleichs, schüttelte er wohl mit dem Kopf und urteilte: „Ei, schön gesagt hat er es, aber was er denkt, ist verkehrt."

Ganz hingerissen von Schillers poetischer, schwungvoller Ausdrucksweise, die eben die Jugend so begeistert, rief ich einmal aus: „Aber es ist doch unbegreiflich, wie man Göthe und Shakespeare höher stellen kann!"—„Die Schuld, daß du das nicht begreifst, wird wohl nicht an Göthe und Shakespeare liegen," sagte er mit einer gewissen Ironie, die ich aber fürchtete, „warte mal ein paar Jahre, dann wirst du sie verstehen lernen."

Eine andere köstliche Lehre gab er mir einst über die Pflicht. Ich sagte, ich wolle ihn in einer Sache um Rat fragen. „Das ist

meist nicht nötig," sagte er mit seiner gewohnten Ruhe. „Die Menschen fragen dann um Rat, wenn sie ihre Pflicht gern umgehen möchten. Man weiß zumeist recht klar selbst, was die Pflicht ist, und möchte nur gern etwas hören, was einem daran vorbeihilft."

Wie oft habe ich das als wahr empfunden im späteren Leben!

Das erwähnte Bücherbrettchen bot in den ersten Jahren des Unterrichts die Versuchung, allerhand zu lesen, von dem ich nicht wußte, ob ich es lesen durfte. Meine Mutter war gar nicht engherzig in der Hinsicht, aber sie forderte große Pflichttreue darin, nichts heimlich zu lesen. Wenn nun aber die Stunde durch ein langatmiges Pfarrkind unterbrochen wurde, das den Pastor halbe Stunden lang in Anspruch nahm, oder wenn ein Versehgang ihn abrief, dann kam die Versuchung. Es war mir nicht verboten worden, die Bücher zu nehmen, aber ich wußte doch, daß es nicht recht sei, es ungefragt zu tun; fragen jedoch mochte ich nicht, denn ich

fürchtete die Ablehnung. Schillers Don Carlos war mir in die Hände gefallen, und davon konnte ich nicht lassen; auch das Nibelungenlied las ich so mit dem Gefühl des Unrechts — bis denn endlich der gute Vorsatz siegte, die böse Gelegenheit zu meiden. Das Brettchen verschwand übrigens dann auch aus dem Zimmer.

7. Die Gesellschafterinnen.

Als ich dem achtzehnten Geburtstag mich näherte, hörten die Unterrichtsstunden beim Pastor auf. Ich fand die erste Zeit das Leben sehr öde, wenn ich meinen Morgen nicht mehr dort zubrachte. Meine guten Eltern aber hatten während der Jahre, in denen ich den wissenschaftlichen Unterricht von dem Geistlichen erhielt, auch die schönen Künste nicht vergessen. Erst war eine Französin gekommen, später eine Engländerin, und Mama hatte Sorge getragen, daß es junge Elemente waren, die mir auch Gesellschaft leisteten, da ich ja sonst stets nur auf mich angewiesen war.

Die Französin hatte leider wenig mit mir anfangen können; sie war erst siebzehn Jahre alt, hatte eine sehr korrekte Pensionsbildung genossen. Ihre Ansprüche an wohlgehaltene Hefte, an sauber geschriebene Aufgaben imponierten mir gar nicht und kamen mir als bei meinem Lehrer ganz unbekannte Anforderungen erbärmlich kleinlich vor. In einem Briefe meiner Mutter an Großmama finde ich die Klage, daß ich „sehr faul, sehr unordentlich und der Mademoiselle gegenüber gar nicht fügsam" sei, und ich weiß, daß die Klage sehr berechtigt war. Ich hätte da unendlich viel mehr profitieren können, aber siebzehn Jahre haben wenig Autorität über dreizehn Jahre. Was ich von korrektem Französisch weiß, weiß ich von meiner Mutter, die Jahre vorher uns Grammatik und Orthographie durch Diktate beibrachte und trefflich unterrichtete. Mein Bruder behauptete später immer, nur Mamas festes Einpauken der Partizipienregel habe ihm im Examen durchgeholfen.

Nach der Französin kam eine Engländerin, der später noch eine andere folgte. Beide waren mir viel sympathischer als die Französin, und besonders die letztere ward mir eine sehr liebe Freundin. Ihre Frömmigkeit und für die äußere Bildung ihr ladylikes Wesen imponierten mir sehr. Ihr Vorwurf, daß ich ja eigentlich mehr die Allüren eines Knaben habe, als einer jungen Dame, traf mich doch tief und ich suchte Besserung zu schaffen, wie es meinen achtzehn Jahren jedenfalls auch besser anstand, obschon ich meist für jünger gehalten wurde. Eine andere junge Dame, die mir sehr lieb wurde, war eine junge Musiklehrerin, die oft auf Wochen und Monate des Sommers zu uns ins Haus kam, und dann gab es viel fröhliches Treiben. Sie war ein bescheidenes Bürgerkind aus Kassel — ihre Mutter hatte einen kleinen Wollladen —, sehr talentiert und hatte sich zur Konzertspielerin ausgebildet. Die damals berühmten Männer Kassels: Hofkapellmeister Spohr, Konzertmeister Bott u. a. hatten

sich für sie interessiert. Sie hatte in Konzerten schon Trios mit den ersten Größen gespielt, hatte eine bewundernswerte Fertigkeit, doch mangelte es ihr an Tiefe. Immerhin kam sie aus trefflichster Schule, und es war ein Genuß, sie zu hören. Sie sang auch etwas und war ebenfalls eine treffliche Zeichnerin. Ich habe noch Kreidezeichnungen von ihr, die durch die Zartheit der Behandlung und Korrektheit der Linien über das gewöhnliche Maß hinausgehen. Sie war zart, sollte Landluft genießen. Wenn sie bei uns auf Welda war, wurden für einige Wochen die Bücher bei Seite geschoben und meist nur Musik betrieben und gezeichnet.

Meine Mama hatte zu Anfang mir gar keinen Musik-Unterricht wollen angedeihen lassen, weil sie meine Veranlagung als eine sehr mindere erkannte. Eine Freundin von ihr aber hatte mich darin unterrichtet und ich hatte ziemliche Fortschritte gemacht. So spielte ich damals so übel nicht, besonders getragene Musik; eine Fertigkeit in den Läufen habe ich

aber nie erreicht, und Fingerübungen waren auch nicht meine Kunst.

Der Umgang mit dem jungen, liebenswerten Mädchen war mir sehr viel. Sie war von überaus großer Heiterkeit, voll der drolligsten Einfälle, und namentlich die Zeichenstunden wurden meist zu viel Unsinn benutzt. Besonders war das Ausdenken theatralischer Vorstellungen, lebender Bilder, mit denen wir die Eltern und das Haus-Publikum überraschen wollten, an der Tagesordnung. O goldene Jugendzeit! Was für unsinnige Pläne förderten wir zu Tage! Wir zwei ganz allein auf unserem großen, ziemlich kahlen Schlafzimmer! Da die kleine Kasselanerin sehr bewandert war in Opern und Schauspielen, die mir bislang ganz fremd gewesen, so waren das ganz neue Bilder, die sie mir vorführte, und ihre lebendigen Erzählungen bereicherten, glaube ich, meine Phantasie mehr, als wenn ich all die Opern und Stücke selbst gesehen hätte. Die Mühen, dann ein Theater aufzurichten, die Ueberredungen,

damit die Brüder mitwirkten, und deren Gleichgültigkeit, wenn wir vor Begeisterung brannten, es möglichst großartig herzurichten, die wunderbaren Kostüme, die wir ersannen! Meine Eltern hatten aber das Rechte getroffen, mir eine so jugendliche Gefährtin zu geben, da ich in jenen Jahren doch viel auf mich angewiesen war. Sie war dabei ein so liebenswerter Charakter, meine „kleine Bachstelze", wie ich sie so gern nannte ihrer zarten Gestalt, ihres hüpfenden Ganges wegen, indessen sie mir einiger verunglückten Gedichte wegen den Namen „Schwarzamsel" gab. Jahre hindurch korrespondierten wir unter diesen Namen.

In religiöser Beziehung hatte sie eigentlich gar keine Anschauungen; sie war wie ein unbeschriebenes Blatt, auf dem nur ein paar Grundlagen christlicher Auffassung standen.

Wenn zwar unklar, hatte sie doch ein edles Streben, und auch viel ernste, tiefe Gedanken tauchten allzeit in dem kleinen blonden Locken-

kopf auf. Dabei war sie rein und wahr, und selbstlos wie wenige. Ihrer Mutter und ihrem einzigen sehr undankbaren Bruder all ihr Erworbenes opfernd, gab sie das schönste Beispiel kindlicher Pflichterfüllung, trotzdem die Mutter fast nur Liebe für den Sohn zeigte.

Auch in politischer Beziehung war sie ein entschiedener Gegensatz zu unseren Anschauungen. Der Mittelstand Kassels war durchweg sehr freisinnig und wir waren doch unangenehm berührt, daß sie einen Kragen mit dem Namen Robert Blum trug! Jedenfalls eine amüsante Verherrlichung des Freiheitshelden. Wir disputierten darüber, die Eltern belächelten es — dann aber störte es uns nicht weiter.

Einige ihrer stillen Schwärmereien, denen immer eine musikalische Begeisterung zu Grunde lag, vertraute sie mir damals an; aber das war alles so zart, so unschuldig, so kaum in Worte zu kleiden, daß ich jetzt nur mit wirklicher Rührung daran denken kann.

Ich hörte die Erzählung dieser Herzensergüsse natürlich mit großem Interesse an und schämte mich eigentlich sehr, nicht ebenfalls etwas Selbsterlebtes erzählen zu können, um so mehr, als auch Nummer Zwei, die schöne Miß Mary, die direkt aus London kam, mich allmählich in solche Jugendinteressen einweihte.

Miß Mary, die nach meinem siebzehnten Geburtstage zu mir kam, war sehr danach angetan, mich die bodenlose Unbedeutendheit meiner Person fühlen zu lassen. Sie war so schön mit ihrer imponierenden Gestalt, ihren großen dunklen Augen, dem prachtvollen schwarzen Haar, daß stets aller Köpfe sich nach ihr umwandten. Und da große Liebenswürdigkeit und Weltkenntnis dazu kam, war sie sehr geeignet, ein kleines Mädel, das nichts aufzuweisen hatte als einen lustigen und aufgeweckten Ausdruck, schöne Haare und eine muntere Zunge, in den Schatten zu stellen. Man machte Mama damals aufmerksam darauf, daß es doch eigen sei, grade „so Jemand schönes" neben mich

zu ſtellen. Mama aber ſagte: „Sie wird ſich immer daran gewöhnen müſſen, überſehen zu werden; es iſt alſo gute Uebung.“

Meine gute Mama hatte mich gar nicht erzogen, darauf zu achten. Daß ich nicht hübſch ſei, hatte ich oft genug gehört, ſo daß ich mir längſt nichts mehr daraus machte, da ich in dem kleinen Kreis, in dem wir verkehrten, mich doch immer ſehr wohlbeachtet gefühlt hatte. Den einzigen Stachel, den ich darüber der Mama gegenüber empfand, war der: Mama bewunderte gern ſchöne Leute, ſo ganz beſonders ihre Schweſtertochter, meine Couſine, die dabei ſo klug und talentvoll war, viel ſchöner zeichnete, viel ſchöner Klavier ſpielte als ich — ja, auf die war ich doch etwas neidiſch.

Eigentlich glaubte ich nur meiner Großmama und meinem Vater zu genügen. Von Großmama hatte ich einmal die Aeußerung aufgeſchnappt, daß ſie ſagte: ich würde wohl eben ſo gut in der Welt gefallen wie meine

Couſine, „da ich ein ſo luſtiges Lachen habe“ und — o menſchliche Eitelkeit! — das Lob hatte mir ſehr wohlgetan. Papa aber ſtellte gar keinen Vergleich an; dem war ich gut gerade ſo wie ich war, und ob ich in der Welt gefalle oder nicht, das war ihm, glaube ich, ganz gleichgültig. Uebrigens nahm mein Aeußeres damals gerade keine üble Wandlung; wenigſtens fingen ſogar meine Brüder an, mir hier und da etwas Befriedigendes in der Beziehung zu ſagen, und ſelbſt die alten Leute im Dorfe wollten ſich darüber wundern, daß noch ſo viel aus mir geworden wäre. Berauſchend waren die Komplimente allerdings nicht, aber ich war auch ſo ganz zufrieden.

Wenn Großmama oft auf Monate zu Beſuch kam, war das ſtets meine größte Freude. Bei ihr hatte ich die erſten Zeichenſtunden genommen; ſie hatte mir Nähen, Häkeln und Blumenmachen beigebracht und hatte im Gegenſatz zu allen andern immer erklärt, ich ſei gar nicht ſo ungeſchickt, ich ſei nur eingeſchüchtert.

Wenn ich dann auf ihrem Zimmer bei ihr war, bekam ich all die Geschichten der Emigration zu hören, die ich schon früher angeführt habe und über die man ein ganzes Buch schreiben könnte.

Vom sechzehnten Jahre an begann, wie gesagt, meine Neigung zum Dichten sich wieder zu regen. All die rührenden Geschichten, die ich von anderen hörte, hier und da ein Liebestraum, der sich in der Nachbarschaft abspielte, gaben Anregung dazu.

Außer fast alljährlich zu meiner Großmutter und zu Verwandten, wo meist auch die Familie zusammenkam, reisten wir nicht, als eine Zeitlang nach Köln, um für meinen kranken Bruder dort ärztlichen Rat zu suchen.

8. Der nachbarliche Verkehr.

In unserer Nachbarschaft hatten zwei Familien großen Einfluß auf meine Entwicklung: die Besitzer der Güter Rheder und Escheberg, das erstere der reizend gelegene Wohnsitz

des Grafen Mengersen, und dann Eſcheberg, das waldumgebene Gut des Barons von der Malsburg aus Heſſen. Mit beiden Familien waren wir im innigſten nachbarlichen Verkehr, und ich habe viele ſchöne Stunden dort verlebt. Zu Rheder waren vier Töchter, die beiden älteſten ganz in meinem Alter; zu Eſcheberg waren eine jüngere Tochter und ein Sohn meine Altersgenoſſen; aber auch die älteren Söhne und Töchter gehörten noch mit in unſeren jugendlichen Kreis. Uebrigens ſchied ſich Jugend und Alter geſellſchaftlich nicht ſo, wie es jetzt vielfach Sitte iſt. Sowohl in Rheder als in Eſcheberg waren auch die älteren Mitglieder immer mit in unſerem Kreis: beim luſtigen Spiel, bei Landpartieen, beim Tanz, in der Unterhaltung bildeten ſie den Mittelpunkt.

In beiden Häuſern wurde Kunſt und Wiſſenſchaft auf das eifrigſte gepflegt; in beiden Häuſern verkehrten viele berühmte und anregende Menſchen. Eſcheberg insbeſondere war ein echter Poetenwinkel. Da hatten Geibel

und Bodenstedt Monate, ja Jahre lang sogar ihre Heimat aufgeschlagen; da war Marschner, der große Komponist, oft wochenlang heimisch. Jeder war willkommen, der in irgend einer Weise sich zum Reich der schönen Künste oder Wissenschaften zählen durfte. Der gastliche Hausherr versammelte sie gern in seinem Waldhaus und es kam dort vor, daß am Morgen ein Lied gedichtet, am Nachmittag komponiert und am Abend schon gesungen wurde — alles von bedeutenden Künstlern. Als ich erwachsen, war die Blütezeit dieser gastlichen Vereinigungen vorüber; doch herrschte noch immer daselbst nicht nur ein fröhliches Treiben, sondern auch geistvolle Anregung und echte kapriziöse Künstlerstimmung war dort zu finden. In beiden Häusern war der Verkehr daher dem Geist und auch dem Herzen fruchtbar, denn eine ebenso echte wie rechte Freundschaft verband die meisten Familienmitglieder untereinander, nicht allein in frohen Stunden, auch in den Stunden, wo Schmerz oder Sorge den

Schloß Welda bei Warburg i. W.

Erbaut 1735 von Hermann Adolf von Haxthausen.

einen oder anderen ergriff. Als der älteste Sohn der Familie von der Malsburg zu München einem tückischen Fieber erlag, hatte ihn mein ältester Bruder sechs Wochen auf das aufopferndste gepflegt.

Allwöchentlich schrieb ich meiner Freundin zu Rheder, und eins meiner ersten Gedichte von damals galt ihr. Wir musizierten zusammen, denn die kleine Kasseler Klavierlehrerin teilte ihre Zeit meist zwischen Welda und Rheder. Die jungen Damen zu Rheder zeichneten und dichteten fast alle. Ich gab aber damals niemals einen meiner Versuche preis. „Halten Sie es denn für ein Verbrechen, zu dichten?" fragte mich Graf Mengersen einst, als ich eben die Zumutung zurückwies. Nicht einmal meine Brüder bekamen damals etwas davon zu sehen.

Einige Dichtungen las ich nur hier und da so als Probe jener Frl. Hoffmann aus Kassel vor; wenn sie aber etwas sentimentalen Zuschnitt hatten, nur unserer alten Henriette, der schon erwähnten Kammerjungfer von Mama.

Als ich einmal eines, rührend „Erste Liebe“ betitelt, ihr vorlas, ein anderes auf plattdeutsch von einem „armen Jungen, dem ich mein Herz gegeben“, ihr vordeklamierte, sagte sie ganz ängstlich: „Aber Gnä Fräulein, so was denken Sie doch nicht!“ — sie schien einen ganzen Roman zu wittern.

„Aber, Hennah“ (wir Kinder nannten sie allzeit so), sagte ich sehr empört, „was man so dichtet, das ist man doch nicht selbst! Das denkt man sich so aus!“ Meine sichtliche Empörung beruhigte sie denn auch vollständig. Es war überdies auch nirgends „ein armer Junge“ in Sicht, dem ich möglicherweise mein Herz hätte schenken können.

Natürlich, „wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen“, und in dem engen Kreis unserer Bekanntschaften spielten liebende Herzen und verliebte junge Herren und Damen auch ihre Rollen, und je jünger wir waren, um so wichtiger erschien es uns. Auch ich hatte endlich meine Träumerei — aber darüber dichtete ich nicht,

und da wahrheitsgemäß auch nicht die leiseste Veranlassung zu einem Roman vorlag, war es wie das Spiel mit einer Seifenblase, eine harmlose Fiktion, von der ich heute noch sagen kann: ich hatte gerade keinen schlechten Geschmack gehabt. Ein rührendes Gedicht über das Wort „Allein", was nur in seiner Bedeutung von „allein lieben" schmerzlich sei, knüpfte gar nicht mal an das Gefühl an und war schon lange vorher entstanden. Das Gedicht „Es war ein Traum"[1]) hat man vielfach einer herben Herzenserfahrung zugeschrieben; es hat nie etwas mit der eigenen Empfindung zu tun gehabt. Eine Freundin hatte eine bitterschwere Enttäuschung durchzumachen. Ich hatte sie glückstrahlend gesehen und sah dann ihren unsäglich tiefen Schmerz: dem Ereignis entsprang das Gedicht.

Wenn ich damals nach irgend einer Liebe rang und mich einsam und schmerzlich berührt

[1]) Seite 20 der Buchausgabe, 5. Aufl., Köln 1895.

fühlte dadurch, daß ich wähnte, sie fehle mir, dann war es nach der Liebe meiner Mutter. Ob es Einbildung oder Wirklichkeit war, kann ich heute nicht sagen, aber ich fühlte mich dem Herzen der Mutter fern, ich fühlte, daß ich ihr nicht genügte. Ich war eifersüchtig auf meine Brüder, meine Cousinen, auf alle, die Mama gefielen, und bildete mir ein, ihr nichts recht machen zu können. Seltsamerweise fand auch meine Mutter, daß ich mich leichter anderen anschlösse als ihr. Dies Ringen nach meiner Mutter Befriedigung zog sich schmerzlich durch all mein Fühlen und Denken. Wie alle jungen Leute phantasierte ich gern vom Tod und von Leiden, deren manche ich auch wirklich empfand. Mein gesunder Sinn ließ sich aber nicht unterkriegen; ich legte allmählich all das Weh in meine Gedichte nieder, setzte aber weise als Vorrede hinzu, „daß alle in Gedichten wiedergegebenen Gefühle wie durch ein Vergrößerungsglas gesehen aufzufassen seien. Solch gesteigerte Empfindung sei dem Dichter

eigen, auch wenn er noch so wahrhaft sein wolle; die Reden der Menschen seien umgekehrt ein Verkleinerungsglas; man empfinde immer mehr, als man sage."

So erklärte ich es mir selbst, daß meine muntern Worte so wenig im Einklang ständen mit den Dichtungen, die zumeist einen traurigen Charakter trugen.

Im Grunde waren wir alle eine muntere, lebhafte Gesellschaft und wenn wir unter uns waren, war immer die lebhafteste Unterhaltung im Gang. Die Brüder, die bald von hier, bald von da bei uns einkehrten, brachten allerhand Stoff mit. Mein ältester Bruder, der auf der Universität den Zirkus Renz in seinem Glanze gesehen hatte, erzählte viel davon während der langen Winterabende, die ich still mit den Eltern und ihm auf dem Gute verlebte. Ich bekam nicht viel von der Außenwelt zu sehen und zu hören. Was ich aber hörte, fiel auf guten Boden und wurde von der Phantasie eifrigst verarbeitet. So entstand

die Idee zum Roman „Die Tochter des Kunstreiters", die sich mit der Erinnerung an eine von der Welt sehr gefeierte Verwandte, die ins Kloster ging, verschmolz und zur Geschichte wurde.

9. Stilleben auf Welda.

Ganz im Stillen versuchte ich mich damals in hunderterlei: ein Schauspiel, ein Epos, verschiedene Romane und Novellen — alles wurde begonnen. Ich wurde aber nicht Herr des Stoffes, glaubte auch, das müsse alles so leicht wie ein Brief aus der Feder fließen. Es wollte nichts fertig werden und ich griff dann immer auf die Dichtung zurück, worin mir doch einiges gelang. Zeit hatte ich ja, meiner Phantasie obzuliegen. Der Haushalt, von Mama fest und sicher geführt, ging bei unseren wohlgeschulten alten Leuten ruhig und anstandslos weiter. Als Adjutant galoppierte ich wohl neben Mama her, rasselte mit den Schlüsseln und hatte eine große Neigung, sie zu verlegen und zu verlieren,

führte auch das Zepter, wenn Mama nicht da war, hatte tatsächlich aber sehr viel Zeit für mich. Ich las viel. Mama war gar nicht engherzig darin, las auch viel mit mir, fand aber bald heraus, daß das Lesen keine Gefahr für mich barg. Ich war gewöhnt worden, den Kern der Sache fest ins Auge zu fassen und mich nicht leicht blenden zu lassen.

Zwei Bücher machten damals großen Eindruck auf mich: ein alter französischer Roman: Mathilde von Madame von Collin, und dann: My Novel von Bulwer. In dem letzteren lebte ich einen ganzen langen einsamen Winter. Die Charakterzeichnungen waren so fein, so wahr, der ganze Geist des Buches so ernst, so gesund. Auch heute habe ich noch dasselbe Urteil über das Buch.

Dazwischen hatte ich bald die Liebhaberei, viel zu zeichnen, bald viel zu musizieren, beides mit wenig Erfolg. Mit Handarbeiten plagte meine gute Mama mich wenig, hier und da aber freuten auch die mich und ich lernte mancherlei

Arbeiten ausführen; nur alles, was Schneiderei und Putzmacherei anging, erfüllte mich mit Schrecken und Abscheu; mein Ungeschick lag dabei gar so sehr zu Tage.

Eine große Aufgabe des täglichen Lebens war und blieb die Pflege und Unterhaltung meines armen stummen Bruders. Ihn zu beschäftigen, mit ihm zu spielen, ihm vorzulesen, ihn zu beruhigen, wenn er aufgeregt, ihn zu amüsieren, wenn er traurig — das war eine große Aufgabe. Stundenlang hatte man bald dies, bald jenes zu ersinnen, was ihn freute. Vorlesen und erzählen hören aber war das, was er am meisten liebte, und er war stets rührend dankbar dafür. Wenn er kam, mußte alles andere stehen und liegen bleiben, damit er nur nicht aufgeregt oder gar zornig wurde. Da er nur durch Zeichen reden konnte, war es oft schwer zu verstehen, was er wollte, und dieses Nichtverstandenwerden reizte ihn dann zur Heftigkeit, die er nachträglich stets sehr bereute. Diese Heftigkeit ausgenommen, war er ein leicht

lenkbarer, tiefempfindender, selbstloser Charakter, der gern anderen eine Freude bereitete. Alle Brüder waren sehr gut mit dem armen Kranken, unterhielten sich stets auf das freundlichste mit ihm und er ging immer gern auch auf einen Spaß ein. Fast jeden Abend übernahm ich eine Weile die Rolle des Erzählers; dann schlang sich sein Arm so fest um mich, dann glänzten seine Augen und er nahm mir fast das Wort von den Lippen. Kam etwas, was ihn besonders interessierte, dann sprang er auf und rannte ein paarmal im Zimmer auf und nieder; mißfiel ihm die Geschichte, so hielt er mir den Mund oder sich die Ohren zu. Wie oft hat es mir damals ein Zeitverlust gedünkt, wenn ich mich, so lieb ich ihn hatte, so lange mit ihm beschäftigen mußte — und doch war grade dieses Erzählen die beste Uebung, die es für mich geben konnte. Ich lernte dadurch, wie man den Zuhörer oder Leser spannen müsse. Wurde die Geschichte langweilig, dann war er nicht zu halten.

Zwei Freundinnen übten in jenen Jahren großen Einfluß auf mich aus: die eine durch die große Liebenswürdigkeit, mit der sie mich stets anzog, sich mit mir unterhielt, mich auf mein Schaffen hinwies und mir Mut dazu machte, mich tröstete, wenn ich mich nicht zurecht finden konnte. Sie war um mehrere Jahre älter als ich. Aber wenn sie zu mir von sich sprach, kam ich mir immer als die Führende vor. Reich begabt, hatte sie gar keine Willenskraft, irgend etwas zu tun, stets nur Vorsätze — das begriff ich nicht. Ihr Denken und Empfinden war aber fein und richtig und viele schöne Stunden habe ich mit ihr verlebt. Die andere war von einer sehr schneidigen Art, von seltenem Verstande, seltener Geistesschärfe und geistiger Durchbildung, dabei von einer fast erschreckenden Willenskraft. Sie hatte viel mehr, viel systematischer gelernt als ich, hatte eine sprudelnde Unterhaltungsgabe, für alles eine geschickte Hand, einen praktischen Blick und war dazumal von hinreißender Frische. Die

kleine, zarte Geſtalt, die ſo rückſichtslos feſt auftrat, der mächtige, allzu ſtarke Kopf, der aber eine prachtvolle Stirne zeigte, zwei Augen, die man mit einem Bergquell vergleichen konnte, und ein Mund ſo klein und ſo trotzig, ſo korallenrot und ſo ausdrucksvoll, wie mir nie wieder ein Mund vorgekommen iſt. Hände und Füße waren klein und von ſeltener Schönheit, der Geſichtsausdruck ſtets wechſelnd. In ſpäteren Jahren, als ihre Selbſtliebe zu ſehr erſtarkt war, verglich ſie ihren Kopf gern mit dem Napoleons I. und Bismarcks — es war aber etwas Wahres daran.

Unſere Mütter waren Freundinnen geweſen; ſie fanden ſich nach langen Jahren wieder und meine Mutter lud die Freundin ein, mit ihrer Tochter auf acht Tage nach Welda zu kommen. Ich erſchrak zu Anfang, und ſie nicht minder, denn wir hatten gegenſeitig gar kein Gefallen gefunden und doch waren wir auf dem Lande ganz aufeinander angewieſen. Aber ſchon nach dem erſten Tage war das Mißfallen ge-

ſchwunden, wir lebten uns ineinander ein und es entſtand ein Freundſchaftsbund, der ſich ein Leben hindurch bewährt hat. Ich habe wohl mit niemandem ſo eifrig korreſpondiert, als mit ihr; ihre Briefe waren wahre Kompendien von Geiſt und Wiſſen, klar, ſcharf und ſchneidig.

Ihre knappe, feſte Weiſe flößte mir allmählich mehr Selbſtvertrauen ein. Eine gewiſſe Zaghaftigkeit hatte mich lange gefangen gehalten: ich war weitſchweifig und unſicher im Ausdruck, im Urteilen und Handeln geweſen. Ihre Kritik war die ſchärfſte, die man ſich denken konnte, oft vernichtend; dennoch ſpornte mich niemand mehr zum Schaffen an, als ſie.

„Rolle die ganze Geſchichte zuſammen und wirf ſie ins Feuer!“ ſagte ſie entſchieden, als ich ihr einmal ein Kapitel aus der Tochter des Kunſtreiters vorlas, die ich damals bis etwa zum dritten Kapitel gebracht hatte. Ich tat das freilich nicht — aber ich verſtand, was ſie daran tadelte. Ich merkte, daß ich viel zu ſubjektiv, zu kleinmalend geweſen, und lernte in größeren,

kräftigen Zügen arbeiten. Trotzdem sie so scharf kritisierte und mit solch fabelhafter Schnelle dachte und schrieb, trotzdem ihr Stil so prägnant war, konnte sie selbst nicht das kleinste Lebensbild wiedergeben. Sie war eine rezeptive, aber keine schaffende Natur auf dem Geistesgebiet, doch sehr organisatorisch im praktischen Leben. Das Gefühl, ihr im Schaffen über zu sein, ließ mich ihre Kritik allzeit mit Ruhe hinnehmen. Doch viel, sehr viel verdanke ich ihr.

Bei ihrer großen Begabung war sie sich leider über die leitenden Grundzüge des Lebens nicht klar. Der auf sich beruhende Gedanke, alles aus eigner Kraft zu können, war der Grundzug ihres Charakters; daran scheiterte ihr klarer Blick, ihre Vernunft und ihre ganze Lebensführung.

Und doch, wie viel Schönes wohnte in ihr, wie viel echte Güte, echte Freundschaft, echte Barmherzigkeit! Es gab Zeiten, wo man hoffen konnte, daß sie sich in das Glaubensschiff retten würde, aber sie vermochte nicht das Auffichselbstberuhen aufzugeben.

Ich habe im Roman Daniella einen ihr ähnlichen Charakter gezeichnet, nicht ahnend damals, daß ihr Schicksal demselben gleichen würde.

So wirkte auch im beschränkten Leben vieles sehr anregend auf mich ein.

10. Berührungen mit der Außenwelt.

Das Jahr 1866.

Die Winter der Jahre 1858 und 1859 hatte ich in der Stadt zugebracht und städtische und gesellige Freuden dort kennen gelernt.

Es war im Frankenland, im schönen Würzburg, wo eine Freundin meiner Mutter lebte, die es für gut fand, daß ich auch etwas Welt in der Art kennen lernte. Ich fand mich ganz gut in der fremden Gesellschaft zurecht; neue Anregungen des Geistes, auch einige des Herzens traten heran und gaben auch der Phantasie neue Nahrung.

Meine Gedichte waren allmählich besser und etwas mehr Gemeingut geworden. Meine

Brüder hatten sie zur Beurteilung anderen mitgeteilt; ich selbst feilte und arbeitete auch immer mehr daran. Im Jahre 1864, zur Zeit des dänischen Krieges, hatte ich einige derselben veröffentlicht und sie waren freundlich aufgenommen worden. Meinen Namen hatte ich nicht beigefügt.

Im genannten Jahre 1864 ging mir endlich auch ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung. Ich sehnte mich so in die Welt hinaus und legte die Sehnsucht schon oft genug in Gedichten nieder. Meine Eltern konnten mir den Wunsch nicht erfüllen. Aber wieder war es eine liebe Bekannte der Familie, die den glücklichen Gedanken bekam, mich einzuladen zu einer Reise nach Gastein in Tirol. O, die unbeschreibliche Freude, als ich mich wirklich unterwegs fand. Die Städte vor allem mit ihren Kunstgenüssen! Natur hatte ich ja auf dem Lande immer zu Gebote. Zu Gastein hatten wir bald einen interessanten Kreis von Menschen um uns und ich genoß es sehr — ich fühlte

mich merklich gehoben. Auch auf der Reise entstanden verschiedene Gedichte, und der Anblick der Alpennatur diente mir ein paar Jahre später zu meiner Geschichte von Heinrich Findelkind. Dieser Reise waren Jahre schwerer häuslicher Sorgen vorhergegangen, die tiefe Schatten auf das Leben geworfen hatten; umsomehr genoß ich diese Freude.

1866, das unruhvolle Jahr, regte mich noch mehr an, da die Wogen des öffentlichen Lebens so hochgingen und ich meine Anschauungen über die Zeit warm vertrat, so wenig sie oft in meinem Kreise Anklang fanden. Viele meiner besten Freunde dachten ja anders darüber, viele feindeten mich wegen meiner Parteinahme an. Wo es aber galt, mein Vaterland oder meine Kirche zu verteidigen, da habe ich immer am liebsten der Poesie das Wort gelassen.

Ein großer Teil meiner Gedichte sind in jenen Jahren entstanden, wo Ereignis an Ereignis sich drängte.

Schloß Welda

von der Eisenbahn aus gesehen.

Paſtor Dr. Schulte in Erwitte war von einem meiner Brüder auf meine Gedichte[1]) aufmerkſam gemacht worden und drang auf Veröffentlichung. Er übernahm die Herausgabe. Dr. Kreusler[2]) war ſo gütig, mir über jedes meiner Gedichte ſeine Meinung zu ſagen, und ich habe mich nach Kräften beſtrebt, die Fehler zu verbeſſern.

Anfangs der ſiebziger Jahre kamen die Gedichte heraus. Männer wie E. Geibel, Fr. W. Grimme und andere ſprachen ſich freundlich darüber aus, obſchon ich den einen zu katholiſch, den anderen zu preußiſch geſinnt war. Der letzteren Anſicht waren viele unter meinen Freunden. Mein Grundſatz aber, meinem engeren Vaterland in erſter Linie anzugehören, ſeine Größe, ſeinen Ruhm vor allem

[1]) Die erſte Auflage erſchien 1873 im Verlage der Junfermannſchen Buchhandlung in Paderborn und ging 1880 in den Verlag von J. P. Bachem in Köln über; ſeitdem die 5. Auflage, 1895.

[2]) Dr. Kreusler, Sohn des Arztes Hofrat Dr. Kreusler, war ein in der Literatur ſehr bewanderter

zu wünſchen, ſtand mir nun einmal feſt ins Herz geſchrieben. Man kann dabei manches Unrecht verurteilen, kann manches beklagen, was geſchieht — aber von allen deutſchen Staaten gehörte Preußen mein Hauptintereſſe, weil es eben das mir von Gott gegebene Vaterland war und weil ich auch ſeine markige Kraft am höchſten ſtellte. Oeſterreich hatte einſt ſich ſelbſt der Oberherrſchaft Deutſchlands begeben, hatte nur noch Oeſterreich ſein wollen. Bei der Her-

Herr, der in der fürſtlich Waldeckſchen Hauptſtadt Arolſen lebte. Freiin v. Brackel hat lange mit ihm in Verbindung geſtanden und gab viel auf ſein Urteil.

Ueber ihre Beziehungen zur genannten Familie äußert ſich die Verewigte in einem Briefe vom 17. November 1899 wie folgt:

„Hofrat Dr. Kreusler war ein ſehr tüchtiger Arzt und wurde oft als Autorität angerufen. Auch meine Eltern zogen ihn in ſchlimmen Fällen häufig zu Rate, ſo auch über meine Wenigkeit in meinen erſten Lebensjahren. Seiner ſehr energiſchen und vernünftigen Behandlung ſoll ich Leben und Geſundheit verdankt haben. Er ſah als alter Herr mich immer voll rührender Befriedigung an, hat aber nicht mehr erlebt, daß etwas mehr aus mir wurde als bloß ein geſundes, lebensfrohes Menſchenkind.

fahrenheit der damaligen Zeit mochte es nicht anders möglich sein, aber es hatte damit auch jedes Anrecht auf die Oberherrschaft in Deutschland verwirkt. Wollte es dieselbe wieder erringen, dann konnte es nur durch eine mächtige Tat geschehen. Fast ganz Deutschland stand 1866 auf Oesterreichs Seite — da ward es ein ehrlicher Kampf um das Herrscherrecht und es galt von dem Augenblicke an, wo das Schwert gezogen wurde, nur das Recht des Siegers.

„In der fürstlich-waldeckschen Residenzstadt herrschte in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren ein intensiv geistiges und besonders schöngeistiges Leben, stark vom Freimaurertum angekränkt. Feine künstlerische und belletristische Durchbildung war aber nicht abzuleugnen.

„Die Söhne und Töchter des Hofrates waren alle, besonders in Sprachen, sehr durchbildet. Die eine der Töchter weilt jetzt noch bei der Königin-Regentin von Holland als Kammerdame und Vertrauensperson; sie korrespondierte schon korrekt in sieben Sprachen, als sie noch sehr jung war.

„Einer der Söhne, der älteste, war der humorvolle Dichter des damals Aufsehen machenden gelungenen Gedichtes: „König Wilhelm saß ganz heiter, jüngst zu Ems, dacht' ja nicht weiter" usw.

Wäre Preußen geschlagen worden, so hätte es auch die Folgen zu tragen gehabt.

Die Zeit bewegte mich, regte mich an, wie keine andere es je wieder getan hat.

11. Innere Entwickelung.

Wie ich schon sagte, war in diesen Jahren viel an Kummer und Sorgen über uns hereingebrochen. Meine sorglose Jugend schloß in vieler Beziehung mit dem Jahre 1859. Die Eltern, besonders mein Vater, traf es am schwersten und er hat sich nie davon erholt, so

„Der jüngere Bruder war ebenfalls Arzt zu Arolsen, ein sehr gescheiter, fein durchbildeter Mann. Ich kannte ihn — als ich ihn zuerst um die Korrektur [der Gedichte] bat — persönlich gar nicht; doch lagen ja die alten Familienbeziehungen vor. Ich wählte ihn grade, weil ich da sicher war, daß weder Tendenz noch gleiche Anschauung in irgend einer Weise bestechen könnten. Ich wollte sein Urteil hören über Form und Dichtung und poetischen Wert.

Er unterzog sich dessen mit großer Liebenswürdigkeit. Die Balladen — und vielleicht auch ein bißchen die Briefe — machten ihn darauf aufmerksam, daß ich vielleicht auch zu der Prosaerzählung mich eigne, und daß im großen ganzen der Geschmack unserer Zeit

ſchweigend er es trug. Wir zitterten eine Zeitlang für unſeren Beſitz. Welche Liebe man für einen ſolchen Fleck Erde empfinden kann, habe ich damals durchlebt. Auch Kummer anderer Art trat noch hinzu, ſchwerer, bitterer Kummer, Tage, die man vergeſſen möchte. Mein Vater wurde da im wahren Sinne des Wortes alt, und doch ging nur ſelten eine Klage über ſeine Lippen.

Inmitten all der Stürme fühlte ich mich ſelbſt aber reifen. Was ich ſo ſehnſüchtig gewünſcht, den Eltern etwas zu ſein, ging in Erfüllung. Ich war eines Tages ganz erſtaunt, zu be-

---

mehr zur Proſadichtung als zur Poeſie neige. Ich hielt damals Proſadichtung für viel ſchwerer und wehrte mich — folgte dann aber ſeinem Rat. Heinrich Findelkind las er noch und ſchrieb wieder: »Ich habe nichts, gar nichts daran geändert.« Bald darauf iſt er geſtorben.

Unter meinen Gedichten fand er, der Proteſtant, mein Allerheiligen-Gedicht [»Allerheiligen 1867, bei dem erſten Angriff auf Rom«. Gedichte, 5. Auflage, Seite 175] als das mächtigſte, ſchönſte und beſte — ich finde es auch — aber kein katholiſcher Kritiker hat das hervorgehoben, keiner hat es ganz erfaßt."

merken, wie ich ihnen wirklich jetzt eine Stütze war und die Laſten und Sorgen tragen half. So fehlte es auch in ſo trüben Zeiten nicht an Lichtpunkten.

Ich fühlte bedeutend mehr, als in der erſten Jugend, die Vollkraft des Lebens. Alles erſchien mir klarer, das Gefühl des Schaffens und Wirkens machte mich glücklich; ich fühlte mich mehr anerkannt, ich wurde zwangloſer und freier in all meinem Tun und Laſſen.

In jener Zeit war mein dritter Bruder mit den Arbeiten zu ſeinem großen Examen beſchäftigt. Da er ſich dabei ſehr angeſtrengt hatte, kam er nach Haus, dort ſeine Arbeiten zu vollenden. Er diktierte ſie mir und konnte dadurch raſcher arbeiten. Es freute mich ungemein, ihm behilflich ſein zu können. Vieles auch intereſſierte mich an der Arbeit ſelbſt. Als wir nach tagelangem Schaffen das letzte Wort unter die Arbeit ſetzten, huben wandernde Muſikanten draußen eine muntere Weiſe zu ſpielen an. „Das bedeutet Glück," ſagte

ich. Und fürwahr, es traf ein, denn, wie schon erwähnt, erhielten seine Arbeiten das Prädikat vorzüglich.

Ich war mit den Jahren nun schon an die Grenze der Jugend der Frau angekommen, aber, wie gesagt, eigentlich empfand ich die Jugend erst jetzt in vollem Maße. Ich erinnere mich, in jenen Jahren nie das Gefühl der Müdigkeit empfunden zu haben; überhaupt erlaubte mir meine prächtige Gesundheit ganz meines Körpers zu vergessen — und das ist ein köstlich Gefühl.

Mit den Nerven hatte ich gar nichts zu schaffen. Ich konnte des Abends bis spät in die Nacht hinein oft bei armseligster Beleuchtung sinnen, träumen, schreiben und arbeiten, so viel ich wollte, morgens war ich allzeit doch wieder frisch und munter. Man hat es mir oft scharf getadelt, daß ich die Nachtstunden so ausnutzte, so lange las oder irgend anderes trieb; aber ich habe mir viel köstliche Stunden dadurch erobert, oft im sehr kalten Zimmer

zur Winterszeit, so daß ich ganz erfroren zuletzt mein Lager aufsuchte. Ich schlief dann aber nur um so fester und besser. Manches Gedicht ist in solchen Abendstunden entstanden, die aber immer spät anfingen, denn vor elf Uhr gingen meine Eltern nie zur Ruhe und dann erst begannen die Stunden, die so ganz mir selbst gehörten. Mancher Kampf ist auch da innerlich ausgekämpft, mancher Glückstraum durchträumt, manch wonniges Gefühl des Schaffens ist mir da zuteil geworden, aber auch manche Träne der Enttäuschung habe ich da geweint.

Wenn aber auch mancher Schmerz kam, — denn er fehlt auch dem glücklichsten Leben nicht — die Bitterkeit, woran das Herz krankt, die wie ein Wurm das innerste Glück zerstört, blieb fern.

Je weiter ich im Leben voranschritt, je mehr gab es mir, so viel mehr als ich erwartet hatte, und es war in jener Zeit, da ich das Lied [1]) dichtete:

[1]) Seite 62 der „Gedichte", 5. Auflage.

„O nein, ich kann nicht so finster es sehn:
Ich liebe das Leben, das Leben ist schön."

Doch muß ich beifügen, daß nicht viele Damen anfangs der Dreißiger gerade das aus vollem Herzen sagen. O ja, ich liebte damals das Leben viel mehr, als ich es mit achtzehn Jahren geliebt hatte.

Meine Gedichte waren indessen herausgekommen — ein gar bescheidenes Bändchen, aber ich hatte Freude daran, denn es wurde sehr freundlich aufgenommen. Selbst mein guter Vater freute sich darüber, obschon es ihm früher ein schrecklicher Gedanke gewesen wäre, eine schriftstellernde Tochter zu haben.

Wie schon erwähnt, hatte Dr. Kreusler bei der Kritik des Manuskripts der Gedichte mir gegenüber mehrfach die Ansicht ausgesprochen, daß er glaube, ich sei auch zur Prosaerzählung veranlagt. Auf seinen Rat hin versuchte ich es, und zwar mit einer Erzählung für Volk und Jugend, da alle meine Romanversuche im Keime stecken geblieben waren. Ich nahm mir aber

gleich vor, möge kommen was da wolle, die Erzählung fertig zu schreiben. Das Stückchen Alpenwelt, das ich gesehen, und eine Chronik in der Danielschen Geographie hatten den Gedanken der Erzählung wach gerufen und ich fing an zu schreiben. Aber wie sauer wurde es mir! Ich hatte bei meinen Studien wenig Aufsätze gemacht, fand meinen Stil holperig, schrieb jeden Satz, bis er eine mir zusagende Gestalt bekam, mindestens viermal, und es griff mich so an, daß ich Kopfschmerz und Uebelkeit empfand. Hundertmal wollte ich Feder und Papier wegwerfen, oft traten mir vor Ungeduld über mein Ungeschick die Tränen in die Augen — aber meine Zähigkeit half mir und ich ließ alle meine Gedichte liegen, um hierbei zu bleiben.

Mein Zimmer war übrigens wenig geeignet zur Schriftstellerei. Neben unserem Wohnzimmer gelegen, war es ein Durchgangszimmer, also jeder Störung ausgesetzt. In jenen Jahren, wo mein Vater sein Augenlicht zum Teil eingebüßt hatte, so daß er sein Zimmer oben nur

ſelten aufſuchte, lag ihm mein Zimmer als Aufenthaltsort am bequemſten. Jeden Morgen gegen zehn Uhr kam er dorthin und rauchte ſeine Pfeife, nahm auch ſein zweites Frühſtück mit Vorliebe dort ein.

Wie oft habe ich ſpäter es wieder herbeigeſehnt, ſeine leiſen, vorſichtigen Schritte zu hören und die liebe Stimme, die ſo rückſichtsvoll jedesmal fragte: „Kind, ſtöre ich auch? . . . Laß dich nur nicht ſtören.“ Natürlich lautete ſtets die Antwort, daß er ſehr willkommen ſei; aber innerlich brannte es doch oft in mir vor Ungeduld. Denn ſtörend war es immerhin: das leiſe Geräuſch während des Frühſtücks, die halblaut geführten Unterhaltungen, wenn Mama aus- und einging, wenn die Dienſtboten mit ihren Anliegen kamen — ja, dann flog die Feder oft ungeduldig zur Seite und das eben Begonnene blieb unvollendet.

Allmählich aber gewöhnte ich mich daran, auch bei Störungen zu arbeiten, und das iſt mir ſpäter ſehr zugute gekommen.

12. Verluste in der Familie.

Die Arbeit erhielt aber eine schmerzliche Unterbrechung. Im Winter des Jahres 1873 starb mein Vater. Er hatte fast die Grenze menschlichen Lebensalters erreicht, war 84 Jahre alt geworden. Dennoch war es uns, besonders mir, ein großer Schmerz und Verlust. Gerade die letzten Jahre hatte ich es so recht empfunden, daß ich ihm viel sein konnte. Sein Geist war klar bis zu seinem Ende, und nur im letzten Jahre machten sich allerlei körperliche Gebrechen geltend, die er aber stets mit unerschütterlicher Geduld ertrug. Er ging noch täglich aus, nahm gern an allem teil und seine liebste Unterhaltung war, wenn man ihm vorlas. Stundenlang habe ich ihm da vorlesen können, und er folgte stets mit großer Teilnahme. „Wenn es dich nicht müde macht," sagte er in seiner stets freundlichen Weise, und ich wußte, er hatte am liebsten, wenn ich ihm vorlas.

Bis zuletzt behielt er auch sein treffliches Gedächtnis. Da er das Augenlicht schließlich

faſt ganz eingebüßt hatte, bat er mich wohl mal, ihm ſein Morgen- und Abendgebet vorzuleſen, da es ihn etwas verwirre. Wort für Wort ſagte er dann die ſeitenlangen Gebete her, ohne kaum einmal zu ſtocken.

Mit klarer Erkenntnis, ruhigem Gottvertrauen und feſtem Glauben ging er auch ſeinem Ende entgegen. Als er die hl. Sterbeſakramente empfing, hatte er es ſich nicht nehmen laſſen, aufzuſtehen und auf einem Seſſel Platz zu nehmen. Mit feſter, ruhiger Stimme gab er ſelbſt die Antworten des Miniſtranten bei dem heiligen Akt, und er hatte ſeine Freude daran, daß er ſie alle noch wußte, wie er es als Knabe gelernt.

Wie bei allen wirklich guten und edlen Menſchen, erkannte man ſeinen wahren Wert erſt recht nach ſeinem Scheiden. Noch heute erinnern wir Kinder uns gern nicht allein ſeiner väterlichen Güte, ſondern ſo manchen Ausſpruches, der ſeinen klaren Blick, ſeine richtige Erkenntnis, ſein gutes Urteil auf wirtſchaftlichem, ſozialem und politiſchem Gebiet

beweiſt. Er war kein Mann der Diskuſſion, er ließ gern andere reden und vertrat leider ſeine Meinung oft nicht mit der nötigen Energie. Männer von viel geringerer Bedeutung hielten ſich dann für reifer — er lächelte nur dazu. Seine Anſicht habe ich ſpäter faſt immer bewährt gefunden.

So war es mir eine große Lücke, als er geſchieden war. Ich mußte jedoch meiner Mutter gedenken, die, wenn zwar viel jünger als mein Vater, doch auch an der Altersgrenze ſtand und ſtets viel an Pflege und Rückſicht bedurft hatte. In jenen Jahren begreift man des Alters Anforderungen bei anderen noch wenig und empfindet ſie leicht als zuviel; jetzt muß ich ſagen, daß auch meine Mutter anſpruchslos und rückſichtsvoll war.

Unſer armer ſtummer Bruder war meinem Vater im Jahre 1870 ſchon vorausgegangen. Er hatte die letzten Lebensjahre in einem Kloſter der Barmherzigen Brüder zugebracht und hatte ſich dort recht wohl befunden. Wir, d. h. meine Mutter und ich, hatten ihn daſelbſt beſucht und

ihn für seine Verhältnisse froh und glücklich gefunden. Im Frühjahr hatte er uns besuchen sollen, da machte ein Nervenschlag seinem leidensvollen Leben ein Ende. Stets das Kreuzzeichen wiederholend und mit seinen stummen Zeichen die hl. Sakramente verlangend, war er verschieden. So lieb wir ihn hatten, man konnte ihn kaum betrauern. Die Erde hatte ihm wahrlich nichts wie Schmerz und Elend gebracht; sein frommer Sinn aber hatte sich immer schöner entfaltet und hat ihm gewiß dort oben ein um so größeres Glück bereitet. Eine Erzieherin, die einige Jahre bei ihm war und ihn mit seltenem Verständnis zu behandeln wußte, hatte ihn in seinem sechzehnten Jahre so weit gebracht, daß er zur hl. Kommunion zugelassen worden war. Es war damals unbeschreiblich schön und traurig, wie in unserer Hauskapelle der heilige Akt vor sich ging und er nur mit seinen wenigen Lauten und Gebärden das Glaubensbekenntnis ablegte: eine der rührendsten Szenen, die man sich vorstellen kann.

13. Schriftstellerische Tätigkeit.

Es war mir eine Erleichterung, daß nun, wo die Beschäftigung für den Bruder und den Vater mir genommen, die geistige Arbeit mir zugefallen war. Sie half mir damals wie auch später über vieles fort.

In dem Sommer nach meines Vaters Tode beendigte ich meine erste Erzählung: Heinrich Findelkind, und sandte das Manuskript an den Kritiker meiner Gedichte, Herrn Dr. Kreusler, zur Beurteilung ein.

Ich entsinne mich noch sehr wohl des Tages, als ich, von einer kleinen Reise zurückgekehrt, das Paket in meinem Zimmer vorfand. Eine Weile betrachtete ich es mit mißtrauischen Blicken: „Wenn er es nun für ganz mißlungen erklärt!" Ich fühlte, wie mir ein Stück Lebenshoffnung unterging.

Als ich aber klopfenden Herzens, noch ehe ich abgelegt, das Paket öffnete, fand ich seinen Brief, der mir sagte, daß er nichts daran

Ferdinande Freiin von Brackel

nach einer Photographie aus dem Jahre 1885.

korrigiert habe und daß er mir nur raten könne, es so irgend einer Zeitung oder Zeitschrift einzusenden.

Ich sandte es zuerst, nur mit den Anfangsbuchstaben meines Namens gezeichnet, an das Westfälische Volksblatt in Paderborn später auch an das Echo der Gegenwart in Aachen. Die kleine Geschichte wurde sehr freundlich aufgenommen und machte mir Mut, nun fortzufahren. Ich habe sie später in den Manzschen Lesekranz gegeben, wo sie aber leider fast ganz untergegangen ist. Es war mir sehr leid, denn ich liebte die kleine Geschichte, die ich damals mit so viel Mühe durchgearbeitet hatte, wie kaum eine zweite.

Nachdem ich so empfunden, daß es mit Mühe und Ausdauer ging, wollte ich auch weiter arbeiten, und mein Ehrgeiz ging dahin, ähnlich wie Lady Fullerton im Englischen, Novellen und Romane zu schaffen, die, ohne in irgend einer Weise lehrhaft zu sein, doch dem katholischen Boden, dem sie entsprungen, auch gerecht

würden. Kein Buch ist gänzlich tendenzlos, aber die Tendenz soll jeder poetischen Schöpfung nur entsteigen wie der Duft der Blume. Eine ausschließlich katholische Belletristik aufzubauen, daran dachte wohl niemand; aber in der Belletristik auch dem katholischen Geist, der katholischen Auffassung zu ihrem Recht zu verhelfen, das war ein Gedanke, der immer mehr empfunden wurde.

Frau Maria Lenzen di Sebregondi hatte den Anfang gemacht. Gräfin Hahn-Hahns vornehmer, eleganter Stil, ihre rege Phantasie zeigte sich auch in ihren neuesten Werken, die sie nach ihrer Konversion geschrieben, ganz von der Glaubensglut durchdrungen, die sie bewegte. Sie war eine durchaus subjektive Natur, ihre Schöpfungen waren gewissermaßen immer die Geschichte ihres eigenen Ich, das, was sie selbst bewegte. Das war der Reiz ihrer ersten Romane, und zum Teil auch der der meisten. Doch sprach naturgemäß ihre dogmatisierende Stimmung nicht so an, als die freiheitsdurstige ihrer früheren Jahre.

Lady Fullertons Romane dünkten mir in ihrer natürlichen Weise einfacher und ansprechender. Ich hatte viel Englisch gelesen und liebte die englische Literatur überhaupt über alles. Diese ruhige Charakterisierung des Menschen, diese Vorstellungen des wirklichen Lebens, die für mich unendlich mehr echte Poesie enthielten als alle romantischen und phantastischen Erzählungen unserer deutschen Romantiker oder gar der französischen, haben mich durch ihre innere Wahrheit und äußere Einfachheit stets entzückt. Der Roman ist eine Art Spiegelbild unseres Lebens und unserer Zeit, und je mehr man sich und seine Zeit darin erkennt, um so lieber ist er uns.

14. Der erste Roman.

Den Stoff zur Erzählung Die Tochter des Kunstreiters trug ich lange mit mir herum. Den derben Rat meiner Freundin, die ganze Geschichte dem Feuertode zu weihen, befolgte ich jedoch nur insofern, als ich die zu ein-

gehenden Kapitel vernichtete, um dann frisch und munter von neuem anzufangen.

Ich hatte geglaubt, je minutiöser ich das Leben wiedergebe, desto besser sei es. Freilich, damals wie heute strömt mir erst immer der Gedanke in sich überstürzender Flut zu und dehnt sich zu erschreckender Breite aus. Aber dann kommt, wie Annette Droste sagt, „die Heckenscheere" und der Blaustift, für mich leider nur in der Gestalt, daß ich das Kapitel so lange neu schreibe, bis es die nötige Kürze erlangt hat.

Da saß ich nun manchen Morgen und manchen langen Abend und häufte Blatt auf Blatt — zerriß aber mehr noch als ich schrieb. Es wollte mir immer nicht werden. Doch hatte ich eine gute Hilfe gewonnen. Unsere alte Hennah, die schon erwähnte Kammerjungfer meiner Mutter, begeisterte sich sehr für das Arbeiten ihres Fräuleins, nun sie sah, daß etwas Richtiges daraus wurde. Vorher hatte es ihr weniger Respekt eingeflößt. Allabendlich

gegen fünf, sechs Uhr kam sie jetzt aber und mahnte: „Ich habe Ihnen alles zurechtgesetzt, gnä' Fräulein. Wenn man es tun kann, muß man es auch richtig tun," sagte sie. Ich fand dann die Lampe angezündet und den Ofen wie den Tisch bereit. Aber mehr noch half sie durch ihr geduldiges Zuhören. „Hennah, jetzt mußt du aufpassen!" sagte ich, las ihr das Kapitel, das eben fertig geworden, vor und hörte dann selbst, wenn es zu lang sich dehnte, wenn es zu sehr in Einzelheiten verlief.

Vor mir saß die gute Alte dann, ihre hohe, schlanke Gestalt stets hoch aufgerichtet, gerade wie ein Grenadier, und strickte mit immer gleichmäßigem Fleiß. Wenn ihr Gesicht einen gelangweilten Ausdruck zeigte, dann wußte ich, daß das Kapitel wieder zu breit und langweilig war. „Hennah, es taugt nicht," sagte ich dann oft, „du machst schon ein ganz gelangweiltes Gesicht." — „Gnä' Fräulein, ich bin heute wohl ein wenig müde!" entschuldigte sie sich meistens. Aber dadurch ließ ich mich nicht irre machen —

ihr Gesicht war mir der beste Maßstab. Sie war keine schlechte Kritikerin mit ihrem gesunden, natürlichen Verstand, das habe ich auch nachher noch oft genug bemerkt. Sie hatte damals meiner Mutter anvertraut, daß ich eine Geschichte schreibe, die gewiß allgemein gefallen würde, und war später sehr stolz darauf, Recht behalten zu haben. Was mich selbst betraf, so meinte ich, der Leser würde auf der ersten Seite schon das Ende erraten — was sich glücklicherweise nicht bestätigte.

Ich war übrigens tatsächlich damals noch in keinem Zirkus gewesen und auch nur ein einziges Mal auf einen kurzen Tag in Bonn am Rhein, wo der Roman zum Teil spielt, mußte mir also die ganze Szenerie aus der Phantasie ergänzen.

So kam der Tag, wo ich das eingeschriebene Paket mit den ersten Kapiteln an Herrn Bachem nach Köln einsandte. Damals ging noch alles durch die Botenfrau zur Post nach dem nächsten Städtchen. Ich sah mit einigem Zagen das

Paket in der Hand der Alten. „Wenn es angenommen wird, bekommen Sie auch etwas extra, Jule," sagte ich, und sie meinte: „Ja, wenn ich man schreiben könnte, ich bin so klug, ich sage Ihnen, so klug, ich kriegte was zusammen . . . aber schreiben habe ich nicht gelernt."

Nun, der Brief, der zur Antwort kam, entzückte mich sehr und ich war selig, die anderen Kapitel zu senden. Das Manuskript war herzlich schlecht und hat jedenfalls dem Bearbeiter viel Mühe verursacht. Wenn meine schlechte Schrift und mangelnde Interpunktion ihn gewiß oft schier zur Verzweiflung brachten, so übten die Korrekturen auf mich die ähnliche Wirkung aus. Besonders das Zerschneiden der Sätze war mir ein Greuel, und hier und da mag ich recht gehabt haben, daß die Korrektur einen gewissen philisterhaften trockenen Ton hineinlegte.

Aber weit öfter war der Bearbeiter völlig in seinem Recht. Herr Josef Bachem war ein vorzüglicher Stilist und genauer Kenner der

Technik des Romans. Ich habe sehr viel von ihm gelernt; er hat viel zum Wert des Ganzen beigetragen. Er hat meine Arbeiten stets selbst korrigiert und ich danke ihm das heute noch. Hier und da sind wir wohl etwas heiß darüber aneinander gekommen; doch ich habe meist eingesehen, daß er mit fester, sicherer Hand arbeitete und auch seine Streichungen berechtigt waren. So habe ich ihn auch fast immer darin ruhig walten lassen, auch wenn ich nicht ganz überzeugt war. Man sieht ja in seinem eignen Werk nicht klar.

Die Tochter des Kunstreiters erschien von Januar bis März 1875 zuerst im Feuilleton der Kölnischen Volkszeitung. Ich war ruhig auf dem Lande und habe selbst viel später erst erfahren, daß sie als Feuilleton solchen Erfolg hatte. Als sie dann im Herbst 1875 als Buch[1]) erschien und dieses die gleiche Anerkennung fand, bemerkte ich auch, daß es etwas auf meine per-

[1]) Seither die 22. Auflage, 1904.

sönliche Stellung in der Welt einwirkte. Die Menschen fingen an, sich um mich zu bekümmern, und selbst die, die mich seit meiner Kindheit gekannt, fanden etwas mehr in mir als früher.

So ein Stückchen Erfolg ist eine hübsche Sache, und er war eben durchschlagender, weil für das Feuilleton der katholischen Zeitungen damals wenig Schriftsteller vorhanden waren. Ich muß aber dabei sagen, daß die Tochter des Kunstreiters ebensoviel Anerkennung bei den Nichtkatholiken fand. Emanuel Geibel, der damals in Lübeck lebte und der sich schon über meine Gedichte so freundlich geäußert hatte, sprach sich sehr entzückt über die Tochter des Kunstreiters aus und verschaffte ihr Eingang in Hamburg, Lübeck und Holstein, wo sie ebenso wie in anderen protestantischen Gegenden viel gelesen ist.

Meine Mutter nahm den Erfolg sehr ruhig hin und äußerte sich selten und wenig darüber.

Nur einmal rief sie mich herbei und sagte mir, daß das Buch sie zu Tränen gerührt habe.

Seit meines Vaters Tode hatten meine Mutter und ich einen Haushalt für uns. Doch blieb meine Mutter zu Welda in den ihr lieben Räumen wohnen, und auch unsere alten Leute behielten wir.

Mein Bruder, der Besitzer des Gutes, war auch verheiratet und lebte mit Frau und Kindern ebenfalls hier. Wenn dann die beiden anderen Brüder, die gleichfalls jetzt verheiratet waren, zu Besuch kamen, dann hatte das große Haus kaum Raum genug. Dann hauste gar manchmal die Kinderwelt des Morgens in Tantes Zimmerchen, trotzdem dieselbe am Schreibtisch saß. Sie liebten es nicht, wenn Tante „kapitelte", wie sie es nannten; wenn ich an meinen Arbeiten war, dann mußten sie ein wenig stiller sein. Im Grunde aber störte es mich wenig, und bei Kinderlärm, Haushaltungsüberlegungen und steten Störungen sind die Bücher entstanden.

Es hat sich sogar oft gezeigt, daß ich grade in so belebten Zeiten am besten schaffen konnte. Eines Sommers, als ich die schönste Ruhe hatte, wollte mir gar nichts gelingen.

Kinder habe ich stets ungemein gern gehabt und habe zumeist auch viel Gegenliebe bei ihnen gefunden. Die zwei Kinder meines ältesten Bruders, der im Hause wohnte, waren fast allabendlich bei der Großmama, und die Tante hatte doch meist für ihre Unterhaltung zu sorgen. Was für Spiele haben wir dann getrieben und ersonnen! Natürlich kam auch das Geschichtenerzählen da wieder zur Uebung. Eine Geschichte vom unartigen Entchen und einer bösen Wasserratte hat eine gewisse Unsterblichkeit erlangt, so vielen Kindern, jetzt schon verschiedener Generationen, wurde sie erzählt; doch nicht zwei Kinder haben sie ganz gleich gehört. Das Spielen mit den Kindern, als sei man selbst Kind, ist mir lange Jahre möglich gewesen und ich ermüdete selten dabei, es war mir meist sogar Genuß. Die Kinder hatten

es, glaube ich, nur deshalb so gern, weil ich mich so ganz in ihre Art und Weise hineindenken konnte, und doch sie mit neuen Gedanken unterstützte. Meine guten Nerven kamen mir auch dabei zu Hilfe; etwas Lärm gehört mit zum Kindervergnügen und ohne ein gewisses lustiges Getobe kommt die Freude nicht zutage. Mir tun die Kinder immer leid, die man ängstlich hütet, Lärm zu machen. Wenn wir aber auch in der Weise gute Kameraden waren: Artigkeit und Gehorsam heischte ich und habe sie auch stets gefunden.

Auch der anderen Brüder Kinder weilten oft und viel bei uns.

Mein dritter Bruder hatte aus der Familie Mengersen meine liebe Freundin geheiratet und unsere Freundschaft war dadurch nur um so inniger geworden. Als der Kulturkampf, der in jenen Jahren in seiner höchsten Blüte stand, meinen dritten Bruder aus seiner heimatlichen Provinz nach Holstein versetzte, sandte sie mir zu verschiedenen Malen ihren Aeltesten, ein

zartes Bübchen, für das sie die nordische Luft fürchtete, zu wochenlangem Aufenthalt.

Ebenso war auch mein vierter Bruder mit Frau und Kindern oft länger bei uns und auch die hatte ich dann stets viel um mich und bei mir.

Nachdem die Kunstreiterstochter ihren Weg in die Welt glücklich gefunden, hatte ich als neue Arbeit eine kleinere Novelle begonnen, deren Beginn auch schon aus der ersten Jugend stammte. Ich hatte sie in kindischer Weise damals nicht fortgeführt, denn ein städtischer Ball spielte eine Rolle darin, und da ich damals noch keinen erlebt hatte und das für unendlich wichtig hielt, blieb ich in der Erzählung stecken.

Den ganzen Plan und Gedankengang behielt ich aber bei und führte ihn so aus, wie es mir da vorgeschwebt hatte. So lebt auch in *Nicht wie alle Andern* ein Stück frischen Jugendhauches, was der Novelle wohl viele Freunde gewonnen hat.

15. Die ersten Novellen.

Diese erste Novelle bereitete mir eine besondere Freude dadurch, daß sie die Aufmerksamkeit und den Beifall meines Vetters Burchard von Schorlemer-Alst gewann. Sein offenes und energisches Auftreten im Reichstag und Abgeordnetenhaus für die Rechte der Kirche, seine ungewöhnliche Rednergabe machten die Welt auf ihn aufmerksam. In der Stille hatte er damals schon für seinen genialen Gedanken, die Gründung der Bauernvereine zur Kräftigung der landwirtschaftlichen Bevölkerung, viel gewirkt. Er war ganz erfüllt von dem Gedanken, daß eben in dem beharrenden Element des Besitzes, des bäuerlichen wie des Großgrundbesitzes, im Gegensatz zu dem fluktuierenden Teil der Bevölkerung, wie ihn Handel und Industrie repräsentieren, eine der Hauptstützen des Volks- und Staatslebens liege. Er hatte es erkannt, daß nur der Besitz, der lange dem Menschen zu eigen, den Charakter der ruhigen, seßhaften Bevölkerung ausmacht.

Ich hatte damals, durch meinen dritten Bruder darauf aufmerksam gemacht, viel Riehl gelesen, der diesen schönen Grundsatz vom flüssigen und beharrenden Element im Staat so anschaulich macht, daß man die Ueberzeugung gewinnt, eine gesunde Anschauung vor sich zu haben. Mehr aber noch als Riehl hatte mich das stetige Leben auf dem Lande darin belehrt, und endlich gehörte ich mit Leib und Seele dem beharrenden Element mit an. Gerade die letzten Jahre hatten schwere Sorgen um unseren Besitz ihn uns nur um so lieber gemacht. Wir jüngeren Kinder waren alle darin einig gewesen, lieber alle Opfer zu bringen, als diesen Besitz aufzugeben.

Das Herz war noch ganz von diesen Sorgen und Gedanken erfüllt und alle Entwürfe jener Zeit drehten sich um ähnliche Fragen, wie z. B. auch die Märchennovelle Vom alten Stamm, wenn sie auch erst viele Jahre später fertig geschrieben wurde.

In der Novelle Nicht wie alle Andern, vielleicht etwas unmotiviert und jedenfalls zu

lang für den eigentlichen Stoff der Novelle, sind mir diese Anschauungen aus der Feder geflossen. Ich wollte sie im letzten Augenblicke noch streichen, nachdem das Manuskript schon in Herrn Bachems Händen war. Ich bat ihn, ein gut Teil der Rede des Grafen Rotteck [1]) zu streichen. Er schrieb mir aber zurück, ich spräche darin so die Anschauungen von Schorlemer-Alst aus, daß ich die Rede doch so belassen möge.

Ich kannte damals Schorlemer-Alst persönlich noch nicht, war aber stolz darauf, seine Gesinnung zu teilen und sie vertreten zu haben.

Eine große Freude und Ehre war es mir, als ich — noch währenddem die Novelle im Feuilleton der Kölnischen Volkszeitung im Januar und Februar 1876 erschien — einen Brief aus dem Abgeordnetenhause erhielt, der die Unterschriften sämtlicher westfälischen Abgeordneten trug, die mir ihren Dank für die Unterhaltung, die ihnen die Novelle bereite, aussprachen. Auch

[1]) Vgl. S. 66 bis 72 der Buchausgabe.

Ferdinande Freiin von Brackel in ihrem Arbeitszimmer

auf Schloß Welda.

Windthorsts Name stand darunter.[1]) Der Abend, als ich jenen Brief erhielt, steht noch wie ein gar lichter Punkt mir in der Erinnerung.

Später erst lernte ich Schorlemer-Alst persönlich kennen und werde ihm stets dankbar sein für den Anteil, den er an meinen Arbeiten nahm. Er war dabei eine solch frische, prächtige Natur, dessen köstlicher Humor ihn zu einem liebenswürdigen Gesellschafter machte.

---

[1]) Der Brief hatte folgenden Wortlaut:

Der geistreichen Schriftstellerin, ihrer liebenswürdigen Landsmännin, die „nicht wie alle andern" ist, bringen die Unterzeichneten, welche inmitten der parlamentarischen Kämpfe Ihr „Nicht wie alle Andern" gelesen, den Ausdruck ihrer Anerkennung und herzlichen Verehrung dar.

Berlin, den 3. Februar 1876.

Frhr. v. Schorlemer-Alst, Dr. Windthorst, v. Forcade de Biaix, Frhr. v. Wendt, Graf Galen, Frhr. v. Heereman, Frhr. v. Landsberg.

Das waren die sämtlichen westfälischen Zentrums-Abgeordneten, denen sich als Stamm- und Gesinnungsverwandter der Niedersachse Windthorst angeschlossen hatte.

Manchen Scherz haben wir dann ausgetauscht, wie den Kampf von Leber- und Bratwurst, auf die der viel beschäftigte Mann so liebenswürdig heiter einging.[1])

Aber auch manche ernste Unterhaltung haben wir ausgetauscht, und mich in seinem Denken mit ihm eins gefühlt zu haben, ist mir heute noch eine große Freude.[2])

Weniger als Nicht wie alle Andern gefiel im allgemeinen Aus fernen Landen, eine

[1]) Siehe Anhang 1.

[2]) Als Dr. Freiherr von Schorlemer-Alst die Feier des Silber-Jubiläums des von ihm gegründeten Westfälischen Bauern-Vereins mit demselben am 23. Juli 1888 in Münster beging, widmete ihm Ferdinande von Brackel einen poetischen Glückwunsch. Derselbe war datiert „Plön, 21. Juli 1888". Der Wortlaut ist im Anhang 2 mitgeteilt.

Später, im Jahre 1895, widmete sie ihrem Vetter und Landsmanne dann noch ihren Roman Im Streit der Zeit mit folgenden Worten auf dem Titelblatt:

> Dem Andenken meines edlen Verwandten und Freundes, des frommen Kämpfers für Wahrheit und Recht, Freiherrn Burchard von Schorlemer-Alst, gewidmet von der Verfasserin.

Geſchichte, deren Stoff mir von fernher, aus fremden Landen überkommen war. Mein zweiter Bruder war nach der Auflöſung der päpſtlichen Armee nach Mexiko gegangen, noch ehe Puebla fiel, und hatte dort die Kämpfe gegen Juarez, die Aufrichtung und das tragiſche Ende des mexikaniſchen Kaiſertums miterlebt. Er war auch dann dort geblieben; wir korreſpondierten ſtets auf das eifrigſte, und durch ſeine gewandte Feder traten auch Bilder außereuropäiſchen Lebens in meinen Geſichtskreis. Der Stoff der Novelle hatte mich gefaßt. Meiner Anſicht nach iſt die Novelle beſſer aufgebaut und künſtleriſch beſſer erzählt als Nicht wie alle Andern; aber das Thema packte nicht ſo, und Nicht wie alle Andern iſt viel mehr beachtet worden.

16. Daniella.

Währenddem ich aber dieſe Novellen noch ſchrieb, ſpukte ſchon der Stoff zu Daniella mir im Kopf.

Das Ringen und Streben der bewegten Zeit erhielt immer mehr das Gepräge des von

Gott losgelöſten Geiſtes, der nur eigene Kraft und irdiſche Größe anerkennen will, im Gegenſatz zu der demütigen Unterordnung und Arbeit für die höchſten Ideale, wie der chriſtliche Glaube es will. Dieſer Kampf ſchwebte mir vor: die ſchrecklichen Vorgänge in Paris, wo die Freidenker ihre Orgien mit der Nachäffung der Einſetzung des hl. Abendmahles krönten und jene ſchrecklichen Blasphemien ausſtießen, daß der Kelch zu Blut ſich wandeln müſſe und daß das Blut über ſie kommen ſolle, die Religion der Freiheit zu taufen! Als nun ein Jahr ſpäter ſich der furchtbare Fluch bewahrheitete und Ströme Bluts die Unglücksſtadt in Wahrheit tränkten, da hatte mich das ſo erfaßt, daß ich es geſtalten mußte. Erſt hatte ich nur dieſe eine Szene im Auge, die ich dichteriſch verwerten wollte; doch dann verwebten ſich ſo viele Geſtalten darin, daß mir die dichteriſche Form zu eng dafür wurde. Ueberdies fand ich, daß wir der belletriſtiſchen Proſa mehr bedurften. Unſere Zeit hat viele Dichter, die Neigung aber,

Poesie zu lesen, die Schwärmerei dafür, die Freude daran hat seltsamerweise sehr abgenommen.

Die aus dem Unglauben hervorgehende, allein auf sich beruhende Kraft habe ich in der Heldin Daniella zeichnen wollen. Ein wenig mahnte mich die schon erwähnte Freundin mit dem scharfen Geist und der vernichtenden Kritik an diese Art Charaktere. Sonst entnehme ich nie mit Bewußtsein die Persönlichkeiten dem wirklichen Leben, noch weniger die Fabel und Geschichte. Es muß alles frei erfunden, gewissermaßen Neugeschaffenes sein, sonst ist es hölzernes Machwerk. Wie das Wasser aber den Geschmack der Erdschicht annimmt, durch die es zieht, so tragen auch die Gedankenbilder unwillkürlich die Farbe derer, zwischen denen unsere Lebenstage dahinfließen.

Wie immer, habe ich lange auch an Daniella gearbeitet. All die Gestalten mußten sich gewissermaßen erst geistig formen.

Die Geschichte jener Frau, die durch das richtige Erfassen ihrer Lebensstellung und durch

ihre geistige Bildung die in Prosa und Unbildung verkommene Familie wieder zu erheben weiß, war zum Teil auch dem Leben entnommen, ganz anders aber bringt es doch die Fiktion.

Auch Rother war ein Charakter aus dem Leben — indes nur der Typus lehnt sich an die Wirklichkeit und hat gar nichts mit der erzählten Geschichte gemein. Eben dieser sonnige, vielseitige Charakter trat damals häufig in unseren täglichen Kreis. Wir waren seit früher Jugend bekannt und befreundet und Gott Dank lebt er noch heute in frischer Kraft. Er hat damals, bei Daniellas Schaffen, mir oft seine Zeit gewidmet, so daß ich ihm vorlesen durfte, und seine sympathische Teilnahme war mir von großer Hilfe. Es mißfiel ihm später sehr, daß ich ihm im Roman ein so schreckliches Ende bereitet hatte.

Daniellas zweiter Teil wollte mir nicht so gelingen wie der erste Teil. Zu diesen wilden Pariser Lebensbildern fehlte mir die Kraft und

die Kenntnis, und da würde Veremundus mit Recht sagen: „die Macht der Leidenschaft".

Hätte mir da die Kraft nicht versagt, dann hätte das Buch höheren Wert gehabt und noch mehr Interesse gefunden. Sonst, glaube ich, hat es in der Darstellung der Charaktere wie in seinem ganzen Aufbau manchen Vorzug vor der Tochter des Kunstreiters. Stellen wie die, wo Hermanns Mutter mit dem Sohne über des Pflegesohnes Beruf redet, und später die Stelle, wo Rother den Pflegebruder davon abhält, sein Gut aufzugeben, ebenso wie der Tod Rothers, hat die Tochter des Kunstreiters nicht aufzuweisen, und es ist doch unmöglich, sie didaktisch aufzufassen.

Auch die Figur des Grafen Holdern muß nicht übel geraten sein. Ich erhielt damals verschiedene Briefe, die in Holdern eine bestimmte Persönlichkeit erkennen wollten; dem einen zufolge sollte er ein Kurländer Baron sein, dem anderen gemäß ein Herr aus Westfalen. Ich kannte weder den einen noch den

anderen, zog aber den Schluß daraus, daß das Lebensbild doch Leben und Wahrheit haben mußte. Ich bin in jener Zeit viel zu ausgiebig gelobt worden, weil Daniella eben der erste Kulturroman war, der auf katholische Anschauungen sich aufbaute. Er wurde daher von der katholischen Presse sehr freudig begrüßt.

Ich habe mich indessen nicht dadurch beirren lassen, seine Fehler recht herauszufühlen. Ich hatte selbst zu viel gut Geschriebenes gelesen, um nicht zu wissen, daß mein Stil sich nie ganz von einer gewissen Steifheit befreit hat, z. B. nie dem eleganten, schneidigen Stil der Gräfin Hahn gleichkommt. Ueber manche Kritik habe ich daher gelächelt, wenn sie in der Freude, daß auch auf katholischem Boden einige Blüten nach der Welt Geschmack sich entfalteten, nun wahre Posaunentöne des Lobes ausstieß. Herr Dr. Alfred Muth,[1]) mein liebenswürdigster Kritiker, trug die Farben am

[1]) † Dichter und Literaturkritiker. Lebte als Pfarrer in Dombach bei Camberg, Nassau.

stärksten auf und war anderer Meinung als sein Nachfolger gleichen Namens[1]). Beide sagten zu viel.

Währenddem ich Daniella schrieb, traf mich ein herber Schmerz, der tief in mein Leben griff. Er änderte nichts nach außen — aber es war eine jener Lücken, über welche die Zeit erst langsam eine Brücke baut. Es war gut, daß die Arbeit vollendet werden mußte, doch wurde sie dadurch um vieles später fertig.

Als ich sie beendete, war das Jahr 1878 schon einige Monate alt. Der Tod Pius' IX. und die neue Papstwahl hatten die Welt beschäftigt. Seitdem Leo XIII. den päpstlichen Stuhl bestiegen, war der Gedanke, ihm durch Pilgerzüge aus allen Ländern zu huldigen, allgemein geworden. Man wollte der Welt zeigen, daß in unseren Augen das Papsttum an Glanz und innerer Macht noch gewonnen, daß die Liebe

[1]) Karl Muth (Veremundus), jetzt Herausgeber der Zeitschrift Hochland in München-Kempten.

zu ihm sich nur vermehrt hatte nach all den Stürmen. Als im Mai der Pilgerzug der Deutschen nach Rom ging, regte sich in mir nicht allein, — das will ich gestehen, — der edle Wunsch, daran teilzunehmen, sondern auch die alte Reisesehnsucht. Die Möglichkeit der Reise lag vor; durch einen Verwandten, der sich dem Pilgerzuge anschloß, hatte ich auch Begleitung. Schwerer war es, die Zustimmung meiner Mutter zu erlangen, die es gar ungern sah, wenn ich mich von Haus entfernte. Aber ich war müde von dem Erlebten, müde von angestrengter Winterarbeit. Meine Mutter hatte Besuch und Pflege einer Freundin. Mein ältester Bruder und dessen Familie lebte ja im Hause, mein anderer Bruder wollte ebenfalls mit seiner Frau kommen, um sie in meiner Abwesenheit zu besuchen, und sechs Wochen war ja keine lange Zeit.

Sehr zaghaft trug ich es meiner Mutter vor. Sie nannte es einen „recht überflüssigen Einfall", fand ihr Töchterchen wieder einmal

schrecklich unruhig — ich war, nebenbei gesagt, noch niemals drei Monate von Haus entfernt gewesen, — sie sagte aber nicht Ja und nicht Nein, und ich nahm dann keck das Ja an.

Die Reisevorbereitungen waren rasch getroffen — aber Daniella war noch nicht ganz fertig. Ich hatte mir jetzt angewöhnt, die letzte Kopie zu diktieren, was für den Manuskriptleser wie für den Setzer von großem Vorteil war; aber auf dem Lande waren die Schreiber schwer zu finden und eine bunte Reihe von Handschriften habe ich nach Köln eingesandt.

Die Lehrerin meiner kleinen Nichte leistete mir diesmal den Dienst; ich konnte nicht eher reisen, bis das Manuskript fertig war, und der Tag der Abreise stand vor der Tür.

Es schlug Mitternacht, als ich die letzten Worte diktierte — das Werk, das mich fast zwei Jahre beschäftigt hatte, war fertig [1]), die

[1]) Es trägt die Widmung:

Meinen liebenswürdigen Freunden im Münsterlande, dem Baron und der Baronin von Landsberg-Velen,

Reise nach Rom sollte angetreten werden — und in dem Augenblick hatte ich niemand, der so recht das eine und das andere verstand. Ich brach unwillkürlich in eine Flut von Tränen aus, was nicht leicht meine Art war.

Dann aber siegte die Freude. Am anderen Morgen wurde gepackt, und am Nachmittage saß ich schon auf der Bahn zum ersten Reiseziel, wo ich mit meinem Vetter zusammentraf.

17. Erste Romreise.

Ja, das war eine schöne Reise! So übermütig gings in die Welt hinein. Ich fürchte, die rechte Pilgerstimmung war es nicht. Wir nahmen sogar zuerst den Weg über Paris, wo die Weltausstellung eben eröffnet war. Wir konnten indessen dem allen nur die knappste

---

zur freundlichen Erinnerung an die bei ihnen verlebten schönen Tage, in denen so manche Zeile von Daniella entstand, in herzlicher Freundschaft gewidmet von der Verfasserin.

Welda, den 15. Dezember 1878.

Frist widmen. Sechs Wochen lang schwelgte ich aber in immer wechselnden Eindrücken; da war es, als sei die Jugend noch einmal gekommen, da war es, als sei für einen Moment alles Schwere des Lebens fortgenommen.

In Drei Sommermonate auf Reisen habe ich ein Jahr später die Reise-Eindrücke niedergelegt. Sie erschienen zuerst im Feuilleton des Westfälischen Merkur, später als Buch im Verlag von Arnold Weichelt zu Hannover. Es war kein erhabenes Werk; aber als ich 18 Jahre später noch einmal des Weges zog, habe ich doch alle Eindrücke, die ich darin niedergelegt, bestätigt gefunden.

Bedauert habe ich damals nur, daß ich so ganz ohne Vorbereitung die Reise antrat. Den ganzen Winter hatte ich mich nur mit meiner Arbeit beschäftigt. Nun lag Paris, Rom, Neapel, Florenz vor mir, ach, und die Lawinen von Geschichte, Kunst, Kirchen, alten und neuen, alles stürzte über mich her. Bei meinem bißchen Glorie als Autorin glaubten die Menschen

ohnehin, ich müsse alles wissen, und ich erlebte in dieser Hinsicht manch kläglichen Schiffbruch.

Wenn die Menschen überhaupt sich doch von dem Gedanken losmachen wollten, daß man als so ein Stück Dichterling zu den Gelehrten zähle! Eine rezeptive Natur ist ganz etwas anderes als eine schaffende. Es brodeln einem da so viel Gedanken im Kopf, daß schwer etwas anderes hineingeht.

Und wo bleibt die Zeit zum Studieren wenn man, besonders als weibliches Wesen, auch eine Ehre darein setzt, alles, was in das Gebiet gehört, zu erlernen, und sich doch auch immer darauf angewiesen sieht, dem nachzukommen?

Das hinderte aber nicht, alles Schöne und Große und Ernste und Frohe gründlich zu genießen. Meine eiserne Gesundheit bewährte sich dabei auch. Auf der Hinreise fuhren wir meist die Nächte durch, um die Tage den Besichtigungen zu widmen. So reisten wir von Paris des Morgens gegen zehn Uhr ab, fuhren

den ganzen Tag und die Nacht durch und langten dann um zehn Uhr morgens ungefähr in Turin an. Da es ein Sonntag war, gingen wir von der Bahn direkt zur Kirche, eine hl. Messe zu hören, besuchten darauf alle Museen, wanderten und fuhren den ganzen Tag durch Turin, um abends zehn Uhr unsere Reise nach Rom fortzusetzen, wo wir anderen morgens gegen elf Uhr ankamen, uns sofort umkleideten und zur Besichtigung von Rom übergingen.

Ich habe die sechs Wochen in ähnlichem Trubel durchlebt und nur ganz zuletzt einige Müdigkeit empfunden. Als ich wieder in der Heimat ankam, hielten freilich die Kräfte nur noch einen Tag mich aufrecht. Dann schlief ich drei Tage lang fast ohne Aufhören, war danach aber wieder ganz frisch.

Auf der Rückreise von Italien suchte ich mein liebes altes Würzburg wieder auf, wo ich zwanzig Jahre vorher zuerst die große Welt und ihre Freuden kennen gelernt hatte.

Meiner Mutter Jugendfreundin, eine Prinzeß Salm, die uns damals eingeladen und mir diese Lebensfreude verschafft hatte, deren Güte und Liebe mir manchen Tag meines Lebens verschönte, lebte noch und nahm mich abermals sehr freundlich und herzlich auf.

Es war ein eigener Eindruck, wieder dort zu sein und ein Teil der damaligen Gesellschaft wiederzusehen. — Zwanzig Jahre sind in jedem Leben, besonders aber im Frauenleben ein großer, großer Zeitraum. Mir hatte er mehr gebracht wie genommen; während so viele meiner schönen Mitschwestern von der Bühne des Lebens gewissermaßen abgetreten waren, war ich eigentlich erst hinaufgestiegen.

Daß mir die Bücher ein bißchen gelungen waren, gab mir bei den Menschen viel mehr Ansehen, als ich jemals geträumt hatte. Ich hatte zwanzig Jahre vorher meinen Platz in der Gesellschaft ganz leidlich behauptet, hatte meine kleinen Erlebnisse und Eroberungen gehabt; aber die Welt hatte sich doch nicht über-

Ferdinande Freiin von Brackel

mit Neffe und Nichte.

mäßig um mich gekümmert. Jetzt kam man mir so eifrig entgegen, daß ich mir hätte ganz wichtig vorkommen können.

Am rührendsten war aber die Freude meiner lieben Prinzeß, deren selbstlose Engelgüte oft mein etwas trotziges Selbst gedemütigt und zur Erkenntnis geführt hatte. Wenn man jung ist, nimmt man soviel Güte als selbstverständlich hin, erst später sieht man die Größe derselben ein und wie selten dieselbe ist und wie viel man ihr verdankt. Ich ahnte in jenen Tagen nicht, daß es das letzte Mal war, daß ich ihr liebes, gütiges Antlitz sah. Sie bat mich, noch etwas zu bleiben; doch wußte ich, daß meine Mutter meiner Rückkehr harrte. So reiste ich ab — und kaum vierzehn Tage später erreichte uns schon ihre Todesnachricht.

Auch eines anderen Bekannten, des Mannes einer Freundin, will ich noch erwähnen, dessen Künstlersinn und süddeutsche Heiterkeit stets eine große Rolle in unserem Freundeskreis gespielt. Ich traf ihn damals in Würzburg wieder,

leider von einer qualvollen, schrecklichen Krankheit heimgesucht. Er wußte es, wollte es seiner Frau aber noch verbergen, und sein guter Humor hielt ihn selbst da noch aufrecht — schon einige Monate darauf erlag er gottergeben seinem schweren Leiden.

Mit seiner Frau bin ich noch heute in Freundschaft eng verbunden. Ihre große Frömmigkeit ist auch eine Flamme, an der sich unwillkürlich die Herzen derer entzünden, die mit ihr in Berührung kommen. Von Kindheit an war sie so dem Herrn hingegeben, und eine wunderbare Heilung, die ihr zuteil wurde, wie unendlich viel Kreuz und Leiden haben die Gottinnigkeit stets in ihr genährt.

Das Jahr 1878 war ein Jahr der Bewegung für mich. Schon im August unternahm ich eine neue Reise, die ich meinen Geschwistern versprochen. Mein dritter Bruder lebte, wie schon erwähnt, in Holstein und ich sollte ihn dort aufsuchen und etwas bei ihm bleiben auf Wunsch seiner Frau.

Das waren nun wieder andere Bilder: Hamburg, Lübeck und das östliche Holstein mit seinen blauen Seen, seiner reizenden Gegend; so ganz andere Eindrücke wie die des Südens — das Leben bei den Geschwistern war ein so herzliches. Erst gegen Ende September kehrte ich zurück, um daheim wieder die Feder zur Hand zu nehmen.

18. Am Heidstock und Prinzeß Ada.

Es entstand dann der Roman Am Heidstock. In demselben bin ich aus dem Salonleben herausgetreten. Es freute mich, einmal einen solchen Stoff zu behandeln, denn durch mein stetes Leben auf dem Lande war ich dem Volksleben von Kindheit an nahe getreten.

Seitdem ich erwachsen war, hatte ich mich für die Schulen interessiert, stand mit Lehrer und Lehrerin des Dorfes stets auf dem besten Fuße und die Kulturkampfszeit hatte die Zusammengehörigkeit mit der Gemeinde nur verstärkt. Mein Vater wie mein Bruder waren lange

Jahre Vorsteher des Dorfes; da hörte man ja naturgemäß auch von den Nöten und Bedürfnissen des Volks; durch Arme, Kranke und Dienstboten war man in steter Berührung mit den Leuten. Es war viel Intelligenz im Dorfe, viel tüchtige Leute sind aus der Gemeinde hervorgegangen, die ihren Weg in der Welt gemacht haben und die es zu ansehnlichen Stellen und Vermögen brachten. Ich kann auch nur sagen, daß sie unserer Familie stets mit viel Achtung begegneten, und außer einer kurzen Zeit in den unruhigen Jahren 1848 und 1849 war das Einvernehmen zwischen unserer Familie und der Gemeinde ein sehr gutes gewesen. An Freud und Leid nahmen sie stets den herzlichsten Anteil, und noch heute bewahren sie meinem Vater wie meinem Bruder das rührendste Andenken.

So war mir das Volksleben fast näher liegend als das Salonleben und der Stoff zum Heidstock war dem Volksleben entnommen. Wer kann sagen, welches Samenkörnchen es gerade ist, das in der Phantasie des Dichters

Wurzel faßt und da zur Blüte und Reife kommt? Einem kranken Freunde zu Ehren, der mir oft von seinen Jagdzügen zum Heidstock erzählt, — der, wie ich ihn beschrieben, in den Sauerländischen Waldungen sich fand — erhielt die Arbeit den Namen und den Mittelpunkt.

Im Jahre 1882 entstand dann die Novelle Prinzeß Ada. Die Charakterverschiedenheit zweier junger Damen, die mir auf meiner großen Reise nahe getreten waren, gab dazu die Veranlassung, doch stand die Fabel der Geschichte durchaus in keinem Zusammenhang mit ihnen.

19. Familienveränderungen.

Der Anfang der achtziger Jahre war sehr ereignisreich in trauriger Richtung für mich, für unsere ganze Familie. Im Jahre 1881 verlor mein Bruder in Holstein seine Frau nach der Geburt eines Söhnchens, und vier kleine Kinder blieben mutterlos zurück. Ich war dort und durchlebte die ganze unsäglich traurige

Katastrophe. Von Kindheit an mit meiner Schwägerin fast schwesterlich befreundet, hatte die Bande der Verwandtschaft das Verhältnis noch inniger gestaltet. So war ihr Tod für mich eine doppelte Lücke, und ihre Kinder waren mir unendlich lieb, sowohl um meines Bruders als wie ihretwillen. Ich hatte schon zweimal lange Zeit bei ihnen in Holstein geweilt und der Gedanke, jetzt den Kindern nach Kräften die Mutter zu ersetzen, lag nahe. Ich blieb die ersten Monate dort; doch konnte ich mich damals nicht länger von meiner Mutter trennen, deren Pflege mir erste Pflicht blieb.

Nachdem nach Kräften gut für die Kinder gesorgt war, ging ich in meine Heimat zurück, nahm aber die ältesten Knaben mit. Auch später hielt ich stets die Verbindung mit den Kindern fest; ich ging im folgenden Jahre wieder hin und sie kamen auch zu uns.

Im Jahre 1883 starb noch im besten Mannesalter mein ältester Bruder — ein kaum minder harter Fall.

Im November 1884 erlag dann meine liebe Mutter der Altersschwäche, die ihren zarten Körper früher ergriffen hatte, als man erwarten konnte. Im Jahre vorher, noch vor dem Tode meines ältesten Bruders, hatte eine heftige Kopfrose ihre Kräfte sehr mitgenommen und auch ihren sonst so klaren Geist angegriffen. Eine große Gedächtnisschwäche war seitdem geblieben, die zeitweise alle ihre Vorstellungen unklar machte. Sie war sich dessen bewußt und es bedrückte sie sehr; tagelang aber merkte man auch wieder nichts davon und dann konnte sie recht heiter und teilnehmend sein. Alle ihre Anordnungen für ihr Ende traf sie sehr zeitig mit großer Sicherheit, Klarheit und Umsicht.

In den letzten Wochen war ihr Verständnis wieder vollkommen klar und sie war unendlich liebevoll und zärtlich, was sonst weniger ihre Art war. Sie gedachte aller, auch des Sohnes in weiter Ferne, den sie fast 24 Jahre nicht gesehen, mit dem sie aber immer in lebhafter Korrespondenz gestanden. Sie unterhielt überhaupt

ſtets einen lebhaften Briefwechſel mit den Söhnen und nie verließ einer das Haus, ohne nicht am nächſten Tage alsbald über ſeine Ankunft Mitteilung zu machen. So blieb ſie in ſteter reger Verbindung mit ihnen.

In der Nacht ihres Todes ſollten meine beiden Brüder, der eine aus Holſtein, der andere von Worms nach Welda kommen. Jeden Augenblick fürchtete ich, der letzte Atemzug könne eintreten, ehe die Söhne eingetroffen waren. Ihr feſter Wille ſchien aber den Lebensodem feſtzuhalten. Als endlich beide zu gleicher Zeit anlangten, begrüßte ſie noch beide auf das liebevollſte, fragte nach meiner Schwägerin, die ſie ſehr liebte, und nach den Kindern und erinnerte daran, daß der eine Bruder, der die ganze Nacht durchgefahren, ſich erquicken müſſe. Aber kaum hatte dieſer das Zimmer verlaſſen, ſo trat eine Veränderung bei ihr ein; mein Bruder kam ſogleich zurück, wir ſprachen die Sterbegebete und nicht zehn Minuten nach der Ankunft ihrer Söhne ſtand das liebende Mutterherz ſtill.

Wenn ich den Todesfall unserer langjährigen Dienerin, unserer Haushälterin, mitzähle, war es das sechste Mal, daß ich am Todesbett von Menschen stand, die seit meiner Kindheit zum engsten Zirkel meines Lebens gehört hatten, denn auch am Sterbebett meiner Patin, der Schwester meines Vaters, war ich zugegen. Sie war im Alter von 87 Jahren im Jahre 1876 gestorben, ein Bild von Kraft, Gesundheit und Geistesstärke bis zu ihrem letzten Hauch.

Der Tod meiner guten Mutter griff tief in mein Leben ein. Wenn ich im stillen wohl mal über Mangel an Freiheit geklagt, wenn es nach dem dreißigsten Jahr für eine selbständige Natur auch bei den liebevollsten Eltern nicht immer leicht ist, noch Kind zu sein, so war mir doch fast das Gefühl der Freiheit eher unangenehm als zusagend. Mein verwitweter Bruder und dessen mutterlose Kinder schienen mir nun die nächstliegende Aufgabe.

Meine Mutter hatte die Ordnung ihrer Sachen vertrauensvoll zum größten Teil in

meine Hände gelegt. So hatte ich zuerst viel zu tun, wenn meine Brüder mir auch beistanden; zudem mußten beide sehr bald wieder ihren Berufspflichten nachkommen.

Von den lieben alten Dienern, die mit den Eltern alt geworden, lebte nur noch die schon oft erwähnte Kammerjungfer meiner Mutter, welche nun schon über 56 Jahre bei uns war.

Ich war noch niemals Weihnachten von Hause gewesen. So ging ich denn Weihnachten zur Schwester meiner Mutter, die mit ihrem liebevollen, warmen Gemüt mir stets sehr nahe gestanden hatte.

Im Frühjahr, nach meinem Besuch zu Worms bei meinen Bruder, der dort in Garnison stand, reiste ich dann im April wieder zu meinem Bruder nach Holstein und es war mir ein lieber Gedanke, dort die Sorge für die Kinder und deren Erziehung mit ihm zu teilen.

Im Monat September ging ich indessen noch einmal für längere Zeit nach Welda zurück. Unsere gute alte Henriette jammerte gar zu sehr

nach ihrem Fräulein. O, nie werde ich ihre Freude vergessen, als ich ankam — ihr liebes, altes Gesicht mich so freudestrahlend begrüßte. Sie geleitete mich auf mein Zimmer, das sie mit Büchern und Blumen so schön geschmückt; dann aber kam das Schreckliche: beim Herabsteigen glitt sie auf der Treppe aus, fiel hin und zerbrach sich die Hüfte!

Drei Monate fast lag sie in großen Schmerzen, die sie sehr geduldig ertrug. Auch an ihrem Sterbebett stand ich, erhielt ihren letzten Gruß, ihren letzten Blick. Meine beiden Brüder kamen, sie in ihrem Leiden zu besuchen, was sie sehr freute.

20. Die holsteinische Zeit.

Nach ihrem Tode ging ich nach Holstein zurück, um bei meinem Bruder zu bleiben. Ich hatte das Holsteiner Land mit seinen blauen Seen und die Menschen dort, die bei ihrer niedersächsischen Abstammung den Westfalen sehr ähnlich sind, schon kennen gelernt. Sie

waren uns sehr freundlich entgegengekommen, schätzten meines Bruders Wirksamkeit als Landrat sehr und hatten ihn liebgewonnen, obschon sie erst empört gewesen, einen katholischen Beamten zu erhalten. Ich habe liebe Jahre dort verlebt, wenn sie mich dem Schreibtisch auch etwas entfremdeten. Die Sorge aber für die lieblichen Kinder, die in Ermangelung der Mutter sich der Tante warm anschlossen, war mir liebe Beschäftigung. Meinem Bruder hatte ich ja allzeit so nahe gestanden, daß ein Zusammenleben mit ihm mir nur lieb war.

Viele fremde Eindrücke wirkten auf mich ein, viele neue Bekanntschaften traten in den Kreis meiner Erfahrungen, und nicht bloß Bekannte, auch Freunde wurden daraus, Freundschaften, nicht minder echt und innig als die daheim. Es verkehrten die verschiedensten Menschen in unserem Hause. Die Landsitze Holsteins mit ihrer seßhaften Aristokratie hatten manche Aehnlichkeit mit unserem Adel daheim. In dem kleinen Kreisstädtchen Plön aber waren

auch viele Personen des Mittelstandes, mit denen wir im freundlichsten geselligen Verkehr standen, besonders aus den Gymnasialkreisen. Ich denke noch oft mit Freuden und Wehmut an jene Jahre zurück: das freundliche Haus mit seinem hübschen Garten, mit den großen Linden und dem weiten Blick auf den blauen See. Unsere Segelfahrten auf dem See zählen dabei zu den lustigsten und liebsten Erinnerungen.

Zu den nächsten Bekannten des Hauses gehörten Menschen von großer Frische und Anregung. Unsere Freundin, eine Gräfin Bernstorff, die Tür an Tür mit uns wohnte, hatte jene eigentümliche Geistesfrische, die wie eine frische Seebrise anmutet. Sie war stets ganz erfüllt von irgend etwas, einer Schönheit der Natur oder von irgend einem Kunsterzeugnis, und sie hatte immer irgend einen Plan. Erzählend oder disputierend, mit den Kindern singend, als sei sie selbst ihr jüngster Kamerad, war es stets eine Erfrischung, wenn sie kam. Ja, es war eine schöne Zeit, die nur den tiefen

Schatten hatte, daß man dort von der Kirche so weit entfernt war: vier Stationen bis Kiel, zwei bis Eutin — und doch hatten gerade diese Missionskirchen solchen Zauber für mich. Erst hatten wir sogar in Eutin nur einen Betsaal, sehr eng, sehr muffig. Wegen der mangelhaften Eisenbahnverbindung mußte man mit einem Omnibus hinfahren. Es wohnte in Plön selbst nur noch eine katholische Kaufmannsfamilie; aber von der konnte man auch lernen, was fester Wille vermag, und wie selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen echte kirchliche Gesinnung blühen kann. Die beiden Geistlichen, der in Kiel und der in Eutin, waren ausgezeichnete, würdige Männer, besonders der in Eutin ist mir sehr viel geworden an Halt und Trost.

Aus dem Betsaal in Eutin ward in jenen Jahren durch des Geistlichen eifriges Wirken ein Notkirchlein und später aus dem Notkirchlein eine schöne Kirche, so lieb und traut, wie mir wenige Kirchen geworden sind. Eutin war

wie ein verlorener Posten an der Stelle, die Gemeinde so klein, darunter manche, die erkaltet waren, die nicht mehr auf die Stimme des Hirten hörten. Und wie bedarf es da der Klugheit, des heiligen Eifers, der Geduld, um immer wieder die Schäflein zu sammeln, die oft nur so vorüberziehend da weilen. Man kann nicht hoch genug von diesen Missionspriestern denken, die des Apostolats in Wahrheit walten, so oft ohne alle die Freuden, die in katholischer Gegend das Priesteramt erleichtern. Selbst die Ordensgeistlichen können nicht mit ihnen wetteifern, denn sie stehen allein, ohne den Halt der Gemeinsamkeit. Und doch, wie fest müssen sie stehen! der leiseste Fehltritt rächt sich schwer. Ich bin sehr glücklich, daß die Bekanntschaft mit diesen Missionspriestern mir zuteil ward.

Eutin und Kiel bargen für uns außerdem gastliche Häuser, wo man nach dem Gottesdienst manche gute Stunde zubrachte. Besonders denke ich gern an das gastliche Haus des Kammer-

herrn von Weddeskop, eines Jugendfreundes meines Bruders, eines kunstsinnigen, fein durchgebildeten Mannes, von dem man nie fortging, ohne nach irgend einer Richtung seinen Geist bereichert zu haben. Seine Frau war eine Bremenserin, mit dem so schlichten Sinn jener Stadt und dem so warmen, gefühlvollen und gläubigen Herzen. Sie hatte ein echt Stück alten Luthertums in sich, aus dem man die katholische Grundlage noch durchfühlte.

Es war ein reizendes Familienleben in dem Hause, das mich oft an Stolbergs Art und Weise vor seiner Konversion erinnerte.

Und dann deine Villa, du heiterer Freund, der den Säbel mit der Feder vertauscht und sich im stillen Eutin ein so lauschiges Heim geschaffen hatte! Wie gern denke ich zurück an die wohnlichen Gemächer, wo es sich so lustig plauderte, an das Speisezimmer, wo so köstliche kleine Diners und Soupers sich abspielten: Diners und Soupers, wo die Menus gut, die Weine köstlich, aber besser

Ferdinande Freiin von Brackel in ihrem Arbeitszimmer
auf Schloß Welda.

als beides doch die Unterhaltung war, wo Scherz und Ernst wechselten, der erstere aber die Oberhand behielt; wo hin- und herüber ein geistvolles Wort das andere gab und bald dies und bald jenes Thema sich zu heiterer oder ernster Diskussion ausspann. Wie selten kennt unsere Zeit noch solche Zusammenkünfte, wo man sich wirklich amüsiert und unterhält, wo man nicht nur daran denkt, den Reichtum, die Eleganz, den Chik des Hauses darzutun, sondern wo das alles nebensächliche Zutat bleibt, wo es hauptsächlich gilt, sich und seinen Gästen eine frohe Stunde zu bereiten und es sich mehr darum handelt, das Beste zur Unterhaltung beizutragen, als viel Luxus zu entfalten.

Dort wurde im fröhlichen Beisammensein nicht ängstlich damit gerechnet, ob auch rasch genug serviert wurde, damit nur möglichst schnell die ganze Geschichte vorbei wäre, als ob es nur Pflicht und Last sei! Nein, da vergaß man Zeit und Stunde, immer wieder klang Glas an Glas, begleitet von fröhlicher Rede,

und es kam vor, daß der Hausherr aufstand, an das Instrument ging und ein frohes Lied anstimmte oder ein schönes Gedicht deklamierte, indessen die ernstere, jüngere und sehr gebildete Hausfrau alles in den gebührenden Schranken hielt.

Es waren gemütlichfrohe Stunden — anders wie alle anderen, die das Schriftstellerheim bot.

Das Geschick des warmherzigen, lebensfrohen Hausherrn war ein eigenes gewesen. In kargen Verhältnissen geboren und erzogen, anspruchslos und lebensfroh, war er Militär geworden und hatte, wie der Unbemittelte es stets sorgloser tut als der Reiche, sein Herz früh an ein eben so unbemitteltes Mädchen verloren. Wo man erfahrungsmäßig weiß, daß sich auch mit wenig leben läßt, sieht der Mensch das Leben leichter an, faßt leichter einen Entschluß, als wo man viele Bedürfnisse zu Rate zieht. Durch die Gnade des Königs hatte das Pärchen einer schon jahrelangen Verlobung ein glückliches Ziel setzen können

— die Karriere lag ja vor ihnen, wo es allmählich immer besser ging. Kaum aber hatten sie etwa ein Jahr ihr Glück begründet, da brach der Krieg von 1870 aus. Die junge Frau blieb daheim mit einem kleinen Kinde. Alles, was Leben und Bewegung hieß, war ihrem Gemahl willkommen, und er zog frohherzig aus. Bei Gorze trafen ihn sechs Kugeln und nach der schweren Verwundung mußte er die Nacht draußen zubringen, nur notdürftig verbunden. Er genas trotz alledem und seine mutige kleine Frau kam, ihn zu pflegen. — Er liebte es, seine Geschichte von Gorze zu erzählen: u. a. wie er die Rose, welche ihm, dem schwer Verwundeten, das Haustöchterchen gebracht, dem Kaiser überreichen ließ, der eben in Gorze einrückte. Als Invalide kam er zurück; seine kleine Frau aber erlag noch im selben Jahre dem Leiden, das ihr die Anstrengung zugezogen.

Am Weihnachtsabend des folgenden Jahres saß er einsam mit seinem Töchterchen da, — traurig und trostlos — als eine Kiste ankam.

Der Kaiser hatte nachgeforscht, wer der verwundete Offizier gewesen, der ihm die Rose verehrt — und sandte ihm jetzt ein schönes Oelbild. Auf dem Rahmen aber war die Rose angebracht.

Das Leben wurde ihm dann bald wieder freundlicher. In seiner langen Haft, die seine Rekonvalescenz erheischte, fing er an, kleine schriftstellerische Arbeiten zu versuchen; es gelang, und bald war er ein beliebter und gern gelesener Schriftsteller geworden, dem seine Feder ein behagliches Dasein schaffte. Er hatte aber auch eine neue Lebensgefährtin gefunden, die selbst noch reiche Mittel mitbrachte, aber auch als Frau von Geist und Wissen mit großer Anmut ihrem Hause vorstand und mit vieler Liebe seine übersprudelnde Lebensgeister in Schranken zu halten wußte.

Er rührte mich oft durch sein schlichtes Gedenken jener Zeiten, wo er nicht solchen Ueberfluß kannte. „Meine arme Mutter, könnte ich sie einmal an meinem Teetisch sehen!“ sagte

er einmal zu mir. „Ach, ihr wurde es so schwer; sie konnte uns niemals kaltes Fleisch abends geben . . . und jetzt habe ich alles so reichlich.“

Ja, sie bleibt immer in meiner Erinnerung, die grünumrankte Villa, der Garten mit dem Reichtum an alten Blumen, die er so liebte, weil er sie immer als Kind gesehen hatte.

Es war ein poetisch Fleckchen Erde und der Hausherr mit seinem roten Fez auf dem Kopfe und seinem hinkenden Gang, da ihm noch eine Kugel in der Hüfte saß, hatte viel mehr echte Poesie in seinen Gedanken, als seine Romane und Novellen es zeigten. Seine kleinen Sachen waren übrigens oft reizend, und in seinen größeren Romanen waren die einzelnen Charakterschilderungen recht hübsch. Jedesmal, wenn ich seine Bücher sehe, die immer noch gern gelesen werden, — er selbst ist ja leider schon vor mehreren Jahren einem schweren Leiden erlegen, das jenen schrecklichen Verwundungen entsprang — nimmt mich die Erinnerung an ihn und sein Haus gefangen.

An den Sonntagen, wo ich meist bei dem einen oder dem anderen der Freunde einkehrte, war das sog. Voß-Haus zu Eutin unsere Zuflucht für die langen Stunden, die oft zwischen der Beendigung des Gottesdienstes und dem nächsten Zuge lagen.

Das hatte der Dichter der Luise sich gewiß nicht geträumt, daß sein Name und sein Haus einst zum Wirtshausschild werden sollten. Aber immerhin, es war ein behagliches Wirtshaus geworden, wo alles an Voß mahnte und erinnerte. Die Fensterscheiben zeigten die Geschichte Luisens, die Wände trugen Zitate aus Vossens Schriften, und kleine, trauliche Kabinette lockten zum Trinken oder Ausruhen. Manches Stündlein habe ich da zugebracht; meine Bücher nahm ich mit mir und las dort, bis die Zeit der Rückfahrt kam.

In Kiel war es das Haus des Grafen Hahn, eines Neffen der Schriftstellerin Ida Hahn-Hahn, in dem wir viel und gern verkehrten. Das Gut Neuhaus lag im Kreise

meines Bruders, und auch dort sind wir wohl des Sommers zur Kirche gewesen. In der Kapelle hängt noch das Muttergottesbild, das Gräfin Hahn-Hahn in ihrem schönen Gedicht der lauretanischen Litanei: „Du getreue Jungfrau" verewigt hat.

Der Hafen von Kiel, das Seetreiben dort, alles war mir neu und bot Anregung.

Eine kleine Reise nach Kopenhagen, ein Aufenthalt in Berlin mit einer Fahrt nach Rügen verbunden, fällt auch in jene Jahre.

21. Im Streit der Zeit. Der Spinnlehrer von Carrara und kleinere Arbeiten.

Wenn ich mich in dieser Zeit aber auch vorwiegend dem Haushalt und den Kindern meines Bruders widmete, brauchte die Feder doch nicht ganz zu ruhen. Ich hatte schon, als meine Mutter noch lebte, den Roman Im Streit der Zeit entworfen und mich mit seiner

Ausführung beschäftigt. Ich schreckte aber noch vor der Aufgabe zurück und schrieb erst den Spinnlehrer von Carrara, angeregt durch eine Dame, die den alten Bildhauer Wilh. Achtermann in Rom lange Jahre gekannt und ihm sehr befreundet gewesen war. Er hatte ihr einen Teil seiner Lebens-Erinnerungen diktiert, und daraus entnahm ich den Stoff zu der Erzählung. Ich hatte erst gedacht, denselben dramatisch zu behandeln und verlor ziemlich viel Zeit mit dem Versuch. Auch einige Uebersetzungen aus dem Französischen hatten mich in jenem Jahr beschäftigt, ebenfalls ein langer Aufsatz über die Lektüre; doch alles dies war nicht zur Reife gekommen.

In den Jahren von 1885 bis 1889 beendete ich aber den Spinnlehrer von Carrara, schrieb die Märchen-Novelle Vom alten Stamm und noch eine kleine Novelle: Verschiedene Wege, später benannt: Wem gebührt die Palme? die damals zuerst im Deutschen Hausschatz erschien.

Einige Gelegenheitsdichtungen ausgenommen, habe ich, seitdem ich Prosa schrieb, wenig oder gar nichts gedichtet.

Im Jahre 1889 verließen wir Holstein wieder, da mein Bruder sich an die Regierung nach Kassel versetzen ließ. Der große Umzug, die neuen Verhältnisse, Beschäftigung im Haus und Geselligkeit außer dem Haus nahmen viel Zeit in Anspruch.

„Im Streit der Zeit" hatte ich noch in Holstein begonnen und bereits zu verschiedenen Kapiteln gebracht, manche Vorarbeit schon vorgenommen. Es war aber keine leichte Sache, all die nötigen Notizen zusammenzustellen und besonders den Faden der Geschichte immer an die rechten Momente zu knüpfen. Da sind manche Kapitel drei-, vier- und fünfmal geschrieben, ganze Berge von Manuskript sind zu Tage gefördert worden und die wurden dann so lange umgearbeitet, bis nur die Quintessenz blieb. Wäre das ganze Manuskript zum Druck gekommen, hätten wohl sechs Bände nicht gereicht.

Ganze Monate hindurch ließ ich oft die Arbeit ruhen, weil andere Pflichten meine Zeit in Anspruch nahmen; dafür arbeitete ich zu anderen Zeiten um so emsiger daran, konnte mir in der Stadt auch manche Quellen leichter verschaffen als bisher. Dennoch ging das Jahr 1895 schon zur Neige, als die Arbeit endlich beendet war.

Ich hatte die letzten Monate von Oktober bis Dezember in Köln zugebracht und dort war ich mit der Verlagshandlung, der Redaktion und dem Korrektor stets in Verbindung, die letzte Hand an das Werk zu legen; es wurde da noch einmal ganz durchgearbeitet und noch bedeutend gekürzt. Am 14. Dezember 1895 war es vollendet.

Ich fasse es als mein bestes Werk auf, das am meisten durchdachte und am besten durchgearbeitete. Nun, in allen meinen Werken habe ich stets danach gestrebt, ihnen eine künstlerische Gestaltung zu geben, habe nie sie nur als Erzählung betrachtet, woran, nach meiner

Ansicht, unsere katholische Belletristik fürwahr etwas krankt. Man hat sie zu lange — eben auch von kirchlicher Seite — nur als etwas Nebensächliches, eigentlich Schädliches, aber in möglichster Verdünnung allenfalls zu duldendes Element betrachtet. Es hat das verhindert, daß sich auch tüchtige Männer dafür begeisterten und auf diesem Gebiet schafften, wie es bei der akatholischen Literatur der Fall ist. Vielfach glaubten unsere Autoren genug zu tun, wenn sie nur der Tendenz huldigten.

Das, wonach ich strebte, habe ich gewiß nicht in dem Maße erreicht, als ich es ersehnte, und fühle selbst die Mängel nur zu gut durch. Indessen nur Lumpen sind bescheiden, hat ein großer Mann gesagt, und so sage ich kecklich selbst zu Veremundus: Machts mir nach und faßt das Bild einer bewegten Zeit und so großen Zeitraumes in so engen Rahmen zusammen, daß es wahrheitsgetreu euch aus den einzelnen Persönlichkeiten, aus dem Konflikt der Verhältnisse entgegenblickt! Warum das

jedes Kunſtwertes bar ſein ſoll, wie der genannte Kritiker ſagt, ſehe ich nicht recht ein. Warum ſoll denn nur der Konflikt menſchlicher Leidenſchaften gelten? Es iſt der große Konflikt unſerer Zeit, der ſich darin ſpiegelt. Ich gebe zu, daß ich auch darin mein Naturell habe walten laſſen und nicht die gewaltigen Aktionen, ſondern mehr deren Wirkungen zum Thema nahm — aber mehr Feuer der Leidenſchaft hätte gut getan, ſagt man.

Aber iſt ein ſtiller Heldenmut, wie ihn Behrenberg zeigt, iſt ein duldender Opfermut, der lieber ſein ganzes Lebensglück ſcheitern ſieht, als ſeine Ueberzeugung zu opfern — iſt das ohne poetiſchen Wert? Was das Drama fordert, braucht der Roman nicht — Booz-Dickens, Bulwer, unſere größten Romanſchriftſteller, haben das zur Genüge bewieſen.

Mein Teil Poeſie laſſe ich mir nicht abdisputieren — dazu bin ich zu zäher Niederſachſe, der das, was ihm zu eigen, bis aufs letzte verteidigt. Ebenſo laſſe ich es nicht gelten,

daß ich als westfälisches Edelfräulein nur blaublütige Gestalten zu zeichnen wüßte. Im Heidstock kommt kein Tropfen blaues Blut zur Geltung, und ich frage jeden, ob das keine lebenswahre Personen sind? Die Familie Hellbrink im Streit der Zeit ließ die Leser in unserem Dorf sagen, daß es „gerade sei, als wenn sie sich selbst hörten" — und das war mir eine große Freude. Eine Kunst war das, nebenbei gesagt, nicht. Wenn man sein Leben so auf dem Lande und so in stetem Verkehr mit den Menschen dort zugebracht hat, wie ich es getan habe — muß man sich in ihr Leben hineindenken können. Bäuerische Romanfiguren voll künstlicher Naivität zeichnet man dann nicht, sondern die Leute wie sie schlechtweg sind, wie sie der Unterricht und der Verkehr mit der Welt, der ihnen fast alle nahe tritt, herausgebildet haben.

Daß mich auch das Volk gern liest, ist mir stets eine große Genugtuung gewesen. Keine Kritik, und wenn sie noch so lobend gewesen,

hat mich daher auch so gefreut, als der Ausspruch des Bibliothekars in einer unserer größten Strafanstalten: „Fräulein von Brackel ... ja die ist die beliebteste Dame des ganzen Zuchthauses!"

A bissel zweifelhaft klingts schon, aber gefreut hat's mich unbändig.

22. Zweite Romreise. Die letzten Lebensjahre.

Nachdem ich den Roman beendet, gönnte ich mir eine große Erholung. Noch einmal den Süden, noch einmal Rom zu sehen, und nicht so flüchtig wie damals, war mein sehnlichster Wunsch seit lange.

Jetzt hielten mich keine Pflichten zurück, der Entschluß war rasch gefaßt. Wie damals bei Daniella, war kaum die letzte Seite fertig, als ich auch schon mich zur Reise rüstete.

Am 16. Dezember 1895 reiste ich mit einer Verwandten ab; eine junge, frische, lebensvolle Natur neben sich zu haben bei solchem Genuß, ist eine große Wohltat. Außer der Arbeit

hatte mich in der letzten Zeit viel belastet, so daß ich nicht so jauchzend hinauszog als damals. Dennoch war es ein köstlich Ding, so in aller Ruhe alles genießen zu können. Fünf Monate verlebten wir im schönen Süden; Rom hatte den Löwenanteil davon. Wir reisten hin über München, Innsbruck, Venedig, Loretto; wir kamen zurück über Florenz, Spezia, Genua, Mailand, gingen zu den oberitalienischen Seen und dann zurück in die deutsche Heimat.

Eine Fülle neuer Bilder traten vor die Seele, eine Fülle neuer Menschen kreuzte den Lebensweg und einige davon ketteten sich doch ein in die Reihe der Freunde, die wir dann weiter mitnahmen ins Leben. Wir hatten das Glück, in Rom den heiligen Vater mehrmals bei öffentlichen Festen zu sehen, einmal auch bei einer Audienz, die er in seiner Huld auf wirksame Fürsprache uns gewährte.

„Ich denke mir, Sie werden jetzt immer in Rom bleiben, Rom hält fest," sagte Leo XIII. zu mir in seiner so überaus huldreichen Weise.

Ich stutzte bei dem Wort — meine Aufgabe in der Heimat war erfüllt — aber nein, im selben Augenblick fühlte ich, daß mir das doch unmöglich sein würde, daß mein Herz mit jeder Faser an der Heimat hing, und daß mir nichts die ersetzen könne.

Seitdem ich in der Heimat zurück bin, ist mein Aufenthalt wieder Welda, das Gut meiner Eltern, wo mein Wohnungs- und eigentliches Heimatsrecht immer war. Es ist jetzt im Besitz meines Neffen, des einzigen Sohnes meines ältesten verstorbenen Bruders, der mit einer Gräfin Hahn, der Großnichte der Gräfin Ida Hahn-Hahn, verheiratet ist. Eine neue Generation blüht da schon auf, und wenn man auf die dritte Generation sieht, weiß man, daß man nun zu den Alten zählt.

Ohne häusliche Sorgen jetzt, habe ich in den letzten Jahren die Feder wieder eifriger geführt. Der schriftliche und persönliche Verkehr aber mit meinen Brüdern — auch der so lange in Mexiko weilende Bruder kam nach

Ferdinande Freiin von Brackel.

Letzte Photographie vom Jahre 1902.

dreiunddreißigjähriger Abweſenheit wieder und lebte, auch der Schriftſtellerei huldigend, jetzt wieder in Deutſchland, — mit den Kindern meines Bruders, beſonders meinen lieben, langjährigen Pflegekindern, nimmt mir noch viel Zeit in Anſpruch. Ein großer Kreis von Freunden und Bekannten, literariſcher und unliterariſcher, erheiſchte eine große Korreſpondenz und ich war auch ziemlich mobil dieſe Jahre, bald hier, bald dort. Dennoch veröffentlichte ich verſchiedenes. Im vorigen Jahre gab ich eine Novelle heraus, die ich mit einer in der Kölniſchen Volkszeitung 1897 erſchienenen vereinigte: „Frühlingsrauſch und Herbſtſturm" und: „Nur eine kleine Erzählung"; ſie wurden in anderem Verlage — bei Roth in Stuttgart (1898) — verlegt, weil die erſtgenannte Novelle für einen dort erſcheinenden Almanach beſtimmt war, aber die vorgeſchriebene Größe überſchritt.

Sonſt bin ich der Bachemſchen Verlagshandlung in Köln ſtets getreu geblieben und habe mich deſſen nur zu freuen gehabt.

Jetzt kürzlich*) ist im Feuilleton der Kölnischen Volkszeitung noch eine Novelle von mir erschienen: „Nur eine Nähmamsell war sie", deren Titel ängstliche Gemüter schon die Nasen rümpfen ließ. Ich hoffe aber, auch das ängstlichste Gemüt darin nicht beunruhigt zu haben.

So, das wäre nun alles, was von meinem Leben die Menschen allenfalls interessieren könnte und das ich auch Lust hätte, ihnen von mir zu erzählen.

Was soll ich im großen Ganzen von mir sagen? Ich bin ganz und gar meines Landes Kind. Was Annette Droste über die Paderborner schreibt, mit Ausnahme des Schnapstrinkens und des Barfußlaufens (alles sitzt auch im Volk veraltet, wie das Holzstehlen), paßt ins Bild. Das Widerspruchsvolle, etwas Disputarisches muß ich auch zugeben, selbst

*) Vergl. Nachwort.

einen Strich von Leichtſinn. Nicht umſonſt lautet mein Lieblingsſpruch:

Etwas Leichtſinn ſegnet Gott,
Und zu viel Pflichtgefühl ſchadet immer.

Wo ich den edlen Satz einſt fand, weiß ich kaum; ich glaube in Geſchwiſterleben von Friederike Bremer, einer faſt verſchollenen Autorin, die, ein Quantum Sentimentalität abgerechnet, prächtige Charakterbilder zu geben wußte. Den Satz aber fand ich wahr und machte ihn mir zu eigen. Bin ich ernſter geſtimmt, ſo ſage ich: „Nimm alles Kleine und Nebenſächliche klein und leicht; nimm alles Große und Ernſte ernſt und ſchwer. Das iſt die Kunſt des Lebens und der Heiligen.“

Einige Menſchen wollen nun behaupten, daß ich trotz meiner ſo feſt behaupteten Landeseigentümlichkeit ein gut Teil franzöſiſchen Blutes ererbt und manchen Charakterzug von meiner franzöſiſchen Großmutter mitbekommen habe. Unter alten Papieren fand ich einen Vers, den ich vor langen, langen Jahren über den

beſagten Punkt zu Papier gebracht und der wohl etwas Wahres haben mag:

Das deutſche Blut würd' immer träumen,
Wenn der wälſche Tropfen nicht drinnen wär',
Und das wälſche Blut würd' überſchäumen,
Wenn der deutſche Anteil nicht zu ſchwer!

Nun, jetzt ſind ſie wohl allmählich ganz ineinander verſchmolzen, und wenn auch, Gott Dank, des Alters Beſchwerden noch wenig oder gar nicht ſich fühlbar machen, alles mahnt doch, daß es bald die Zeit iſt, wo der Tag ſich neigt. Wills Gott, mag er uns noch einige Jahre frohen Schaffens gönnen. Meine beſte Eigenſchaft iſt ja vielleicht eine gewiſſe Zähigkeit und Ausdauer, die nicht leicht von der Arbeit läßt. Eine gute Fee gab mir dabei die gute Gabe mit ins Leben, daß mich leicht etwas freut: Arbeit wie Ruhe, Menſchenverkehr und frohe Geſelligkeit, und eben ſo ſehr Einſamkeit und emſiges Schaffen. Es bezieht ſich das nicht allein auf geiſtige Arbeit, auch andere Beſchäftigung, welcher Art ſie ſei, iſt, mit wenig Ausnahme, mir recht.

Am meisten hasse ich langweiliges Nichtstun — und eintönige Gleichförmigkeit.

Im großen ganzen aber habe ich, wie einst mein Großvater, dem Herrn viel zu danken. Das Leben hat mir mehr gegeben als ich erwarten konnte, als ich noch das kleine, blasse, ungeschickte Mädchen war.

Mancher Sturm ist durch das Leben gezogen, auch dann, wenn man ihn nicht mehr erwartete — aber wessen Leben ist frei von trüben Erfahrungen?

Wie die letzten Seiten der Lebens-Erinnerungen beschrieben sein werden, weiß ja der Herr allein. Aber wie es auch kommen möge, vieles war doch gut und schön: „Denken und Empfinden", sagt Nikolaus von Cusa, ist das schönste im Leben, und ich setze hinzu: „Schaffen und Genießenkönnen macht das Leben erst recht reich und schön!"

23. Schlußwort.

Aus den Bemerkungen der Verfasserin auf Seite VIII der Vorbemerkung geht hervor, daß sie diese Lebensschilderung im Jahre 1900 vollendete.

Später erschien dann von ihr noch als Buch die zuerst in der Herbert-Hamannschen Zeitschrift Haus und Welt gedruckte Novelle: Chic! (1901, Köln, Bachem).

Zwei weitere Novellen: Der Lenz und ich und Du (Feuilleton der Kölnischen Volkszeitung 1901), Herzensinstinkt (desgleichen 1903) und zwei Jugenderzählungen: Wem gebührt die Palme? und Talisman sind für Buchausgaben in Vorbereitung und werden in Kürze bei J. P. Bachem in Köln erscheinen.

Die letzten Jahre ihres Lebens hat sie dann noch an einem großen Roman gearbeitet, den sie kurz vor ihrem Tode (4. Jan. 1905) vollendete. Der Roman befindet sich in Vorbereitung für das Erscheinen im Feuilleton der Kölnischen Volkszeitung und für die Buchausgabe. Er trägt den Titel: Die Enterbten.

Die Verehrer der verstorbenen Dichterin wird es interessieren, ihre Handschrift kennen zu lernen. Sie hat in ihrem Lebensbild (vergl. Seite 39 u. 103 selbst scherzhaft ihre unleserlichen »Migänchen« erwähnt. Eine Seite der Handschrift des vorliegenden Lebensbildes in naturgetreuer Wiedergabe mag dieselbe veranschaulichen.

Bis zu welchem Grade die Undeutlichkeit der Handschrift in der letzten Lebenszeit fortschritt, zeigt die ebenfalls nachgebildete Schlußseite des vorerwähnten hinterlassenen Romans.

Anhang I.

Der auf Seite 114 erwähnte scherzhafte Meinungsaustausch der Dichterin mit Frhrn. v. Schorlemer-Alst über den Vorzug zwischen Leberwurst und Bratwurst hatte zur Folge, daß sie ihm ein Erzeugnis der heimischen Hausschlachtkunst nach Berlin sandte, begleitet von nachstehendem Gedicht.

Unparlamentarische Antwort

in einem neuen Kulturstreite

mit dem Reichstags-Abgeordneten

Freiherrn Burghard von Schorlemer.

(Sonderabdruck, Köln, Bachem, 1880.)

Daß dein der Rede mächt'ge Gabe ist,
Die ruhmvoll widern Feind sich stets gewandt,
Das ist ja unser Stolz! Doch bang bewußt
Ward's mir, als zwischen uns der Streit entbrannt.
Kampfkundig wußtest du den Gegner da
Auch stets mit neuer Wendung zu bedräuen,
Und forderst listig gar zum Lied heraus.
Entsetzt würd' Pegasus, so denkst du, scheu'n,

Daß solch' unziemlich und prosaisch Ding
Zum göttlichen Parnaß er tragen sollt':
Ein schnödem Küchendunst entstammend Wort,
Dem nie Apollo und die Musen hold.

Doch irrst du, Freund; denn am olymp'schen Berg
Jedwede Tugend wird mit Preis gelohnt,
Auch wenn sie einfach nur in dem Gewand
Von unscheinbarer Leberwurst gewohnt.
Und keiner Leier dünkt es je zu schlecht,
Kein Gott es seiner als unwürdig schilt,
Wenn es ein um die Menschheit echt Verdienst
Aus schnödem Streite zu erretten gilt.

Darum auch nehme ich den Wettkampf an.
Lobpreisend, schwungvoll sich das Lied ergießt
Dem heimischen Gericht, das tugendreich
Die Krone unter seines Gleichen ist.
Denn was der feinste Kenner-Gaumen ehrt,
Die Leber, zungenschmeichelnd, weich und zart,
Sie mischt sich da mit vielem Wohlbedacht
Zu Fleisch und Würze schlichter, guter Art.
Mächtig und stark, ernährend und doch leicht,
Sieht es dich schon so glatt und rundlich an,
Einfach westfäl'scher Art, die aber stets
Jedwede fein're Kunst veredeln kann.
Denn wenn mit Trüffeln wohl gepaart sie wird,
Zählt sie auch in der Leckerbissen Reih'n,
Und zieht getrost gleich Straßburgs Leberkost

Auf dem Menu zur feinsten Tafel ein.
Doch das Geringste das! — Erhab'ner noch
Steht sie der Welt ja im sozialen Wert:
Ein Leckerbissen ist's, der keine Neider schafft;
Denn auch dem schlichten Mann ist sie gewährt.
Du findest sie auch in der kleinsten Hütte,
Wo etwas Fleiß und Sorglichkeit nur weilt,
Recht ein Gericht des Stands der Ackerscholle,
Vom Herren- wie vom Bauernhaus gleich gern
geteilt.

Ja, Bauernkost! Und sieh', da lächl' ich leise,
Daß grad der Bauernfreund sie so verkennt,
Daß sein geübter Blick für Landmanns Art und
Weise
Die Bratwurst höher mir gar preisend nennt:
Die Bratwurst, die vielfordernd ja da steht
Und Zutat heischt, in Butter brodeln will,
Daß sie ein sorgsam Hausweib gern verschmäht,
Nur zu ihr greift mit einem Seufzer still
In jetz'ger Zeit; indeß die Leberwurst
In rührend tiefbescheid'nem Sinn und Art
Ein Stücklein trocken Brot ja kaum nur will,
Und, eig'nen Reichtums voll, die Butter spart.

O schweig', mein Lied! schon dieses einz'ge Wort
Genügt zum Sieg! Doch vor die Seele mir
Tritt jetzt ein neues Bild. Sag', wer begleitet
Dich denn ins ferne grüne Jagdrevier?

Biſt ein Weſtfale du, und kenneſt nicht die Stunde?
Der Magen knurrt, nur kurze Zeit zur Raſt —
Mit Waidmannshunger langeſt du zur Taſche,
Beſcheiden ſchon auf karges Mahl gefaßt;
Wägſt prüfend dann die wohlverſorgte Hülle.
Nur trocken Brot? du fragend, zweifelnd knurrſt;
Doch nein! — dein Auge ſtrahlt, denn dir entgegen
Lacht da ein gut Stück heim'ſcher Leberwurſt!

O, daß ich einem Kind vom Paderſtrande
Dies erſt noch ſagen muß! O weh! mir bangt:
Es hat die ſtädt'ſche Luft des Reichstags-Reſtaurant
Und all der Aktenſtaub dich angekrankt.
In deinem Aug' iſt's wohl noch nicht zu ſeh'n,
In deinem Wort klingt's wahrlich auch nicht an;
Doch hüt' dich, Freund! es iſt ſubtiles Gift,
Und jede Krankheit fängt unſcheinbar an.
Schon daß du ſo verkennſt ein heimiſches Gericht,
Das heiſcht Arznei. O ſchnell! zur zehnten Stund'
Da lies bei gutem Frühſtück dies Gedicht
Und iß dich an 'ner Leberwurſt geſund.
Um zehn Uhr Leberwurſt, iſt echte Paderſitte,
Die dring' dir wieder recht in Fleiſch und Blut.
Du wohnſt da in der Münſteraner Mitte:
Dem echten Paderborner iſt's nicht gut.
Doch beiden werd' gerecht. Nimm Münſterländer,

Trink ihn dazu — ſo fettes Lied macht Durſt.
Denn wenn recht ſcharf man trinkt, dann denkt man milde,
Und was du von mir denkſt, das iſt mir gar nicht Wurſt!

Ferdinande Brackel.

Freiherr v. Schorlemer-Alſt ſandte ihr darauf folgende

Parlamentariſche Antwort

der genialen weſtfäliſchen Dichterin
Freiin Ferdinande von Brackel
dediziert vom
Abgeordneten für Kalau.

Motto: „Hie Mett-, hie Leberwurſt!"

Aus dem Kulturkampf heim bei den Penaten
Empfing mich eine Mettwurſt, wohlgebraten.
Doch war zur Hälfte ſie nicht aufgezoren,
Als deine Muſe neuen Krieg heraufbeſchworen.
„Hie Welf, hie Waibling" ſchallt es in Berlin,
„Hie Mett-, hie Leberwurſt" rufſt du mir hin.
Hab' innigen Dank für deine holde Gabe,
An deren Kunſt wie Frohſinn ich mich labe,

Und ſieh bewundernd mich zu deinen Füßen,
Die ſeltne Gabe ſtaunend zu begrüßen,
Bei ſolchem Geiſtesflug, ich kanns nicht faſſen,
Auf Mett- und Leberwurſt ſich niederlaſſen.
Nun ſchreib' ich Leberwurſt mir ins Panier,
Sie iſt für mich fortan der Würſte Zier.
Du aber neig' in Huld dich zu mir nieder,
Bekehrtes Pader Kind kehr ich zur Heimat wieder.

So viel feſtgeſtellt werden konnte, ſind dies die einzigen Verſe Schorlemers.

Anhang II.

Vergleiche Seite 114.

Dem Freiherrn

von Schorlemer-Alst,

dem Begründer des Bauern-Vereins,

zum Silber-Jubiläum desselben am 23. Juli 1888.

Laß zu diesem Ehrentage
Dir auch meinen Glückwunsch sagen!
Tausende von wackern Herzen
Heute dir entgegenschlagen.

Tausende von wackern Männern
Heute dir zu danken kommen,
Weil dein klarer Blick erkannte,
Was zu ihrem Nutz und Frommen.

Alle heute deinen Namen
Huldigend und preisend nennen;
Denn sie wissen, was sie danken
Deinem richtigen Erkennen.

Männer sind es aus dem Volke,
Schlichte Männer von der Scholle,
Die die rote Erde pflügen,
Die da ziehen Korn und Wolle.

Als vor fünfundzwanzig Jahren
Du haſt dieſen Bund gegründet,
Hat fürwahr in wenig Herzen
Erſt der Funke nur gezündet.

Denn des Bauern Tun und Treiben,
Schlicht und recht im engen Kreiſe,
Hat ſo wenig ja zu ſchaffen
Mit der Welt geſchäft'gen Weiſe.

Doch dein Herz hat warm geſchlagen
Für des Landmanns Stand und Würde,
Und du ſaheſt auf ihm laſten
Mancher Sorge ſchwere Bürde.

Und du ſahſt noch ſchlimm're Zeichen!
Sahſt am Geiſt der Zeit ihn kranken,
Feil ſchon ward das alte Erbe,
Und die alten Sitten ſanken.

Da wallt heiß es dir zum Herzen:
„Weh dem Land, wenn's ſiecht im Marke!
„Bauern, ſtehet feſt zuſammen!
„Selbſt hilft allzeit ſich der Starke.

„Und noch wohnt die Kraft euch inne,
„Daß ihr könnt nach Hilfe trachten;
„Daß die Ehre ihm nicht fehle,
„Muß der Bauer ſelbſt ſich achten!

„Hand in Hand, steht fest zusammen,
„Daß der Wuchrer Schar entweiche!
„Auf daß nicht ihr zehrend Uebel
„Sich in eure Häuser schleiche.

„Scheu't der Prunksucht Armutsfahne!
„Das Panier sei schlichte Sitte,
„An das Erb' der Väter bindet
„Sie das Herz mit festem Kitte.

„Hoch des Glaubens teures Zeichen!
„Bleibet fest darum gescharet.
„Gottesfurcht und gläubig Hoffen
„Hab' die Seelen euch bewahret.

„Und für alles Hohe, Edle
„Soll'n euch warm die Herzen schlagen;
„Denn ihr sollt nicht wie der Sklave
„Nur der Arbeit Bürde tragen.

„Warm im Herzen soll auch walten
„Lieb' zum Land, wo ihr geboren.
„Hoch des Vaterlandes Fahne,
„Der die Treue ihr geschworen!

„Ehrt den Herrscher, Gott gegeben,
„Betet, daß der Herr ihn schütze;
„Fern dem Throne, bleibt der Bauer
„Doch des Thrones beste Stütze.

Ferdinande Freiin von Brackel auf dem Sterbebette.

„Lasset uns in diesem Sinne
„Einen Bund nun fest begründen,
„Daß ein jeder Schutz und Hilfe
„Rat und Stütze dort kann finden."

So hast damals du gesprochen,
Und sie haben dich verstanden.
Goldne Worte sind's gewesen,
Die den Weg zum Herzen fanden.

Und die Worte wurden Taten,
Die so glänzend sich bewähret,
Daß dein Werk in weiten Landen
Ruhm und Beifall hoch jetzt ehret.

Was geringe nur begonnen,
Sehn wir voll entfaltet stehen,
Und den echten Mann des Volkes
Haben wir in dir gesehen.

Der nicht bloß mit leeren Worten,
Eitlen Träumen nur berückte,
Nein, der richtig es erfaßte,
Wo der Schuh den Bauer drückte.

So nach wahrer Ritter Weise
Wurdest du des Volkes Stütze.
Ritterpflicht heischt: Unrecht wehren,
Heischt, daß er den Schwachen schütze.

Und fürwahr, du bist gefunden,
Wo Gefahr und Unrecht drohten,
Ritterlich hast du dem Gegner
Kampf und Fehde da entboten.

Als den Tapfersten der Streiter
Lernten wir im Kampf dich kennen,
Als den b e s t e n seiner Söhne
Wird Westfalen stets dich nennen.

Doch zu diesen Lorbeerkränzen
Laß den Eichenkranz mich legen.
Eichenlaub wir gerne spenden
Für des stillern Wirkens Segen.

Wenn an Hunderten von Stätten
Frieden, Glück und Wohlstand walten,
Wenn der Väter schlichte Sitten,
Glaub' und Treue bleibt erhalten:

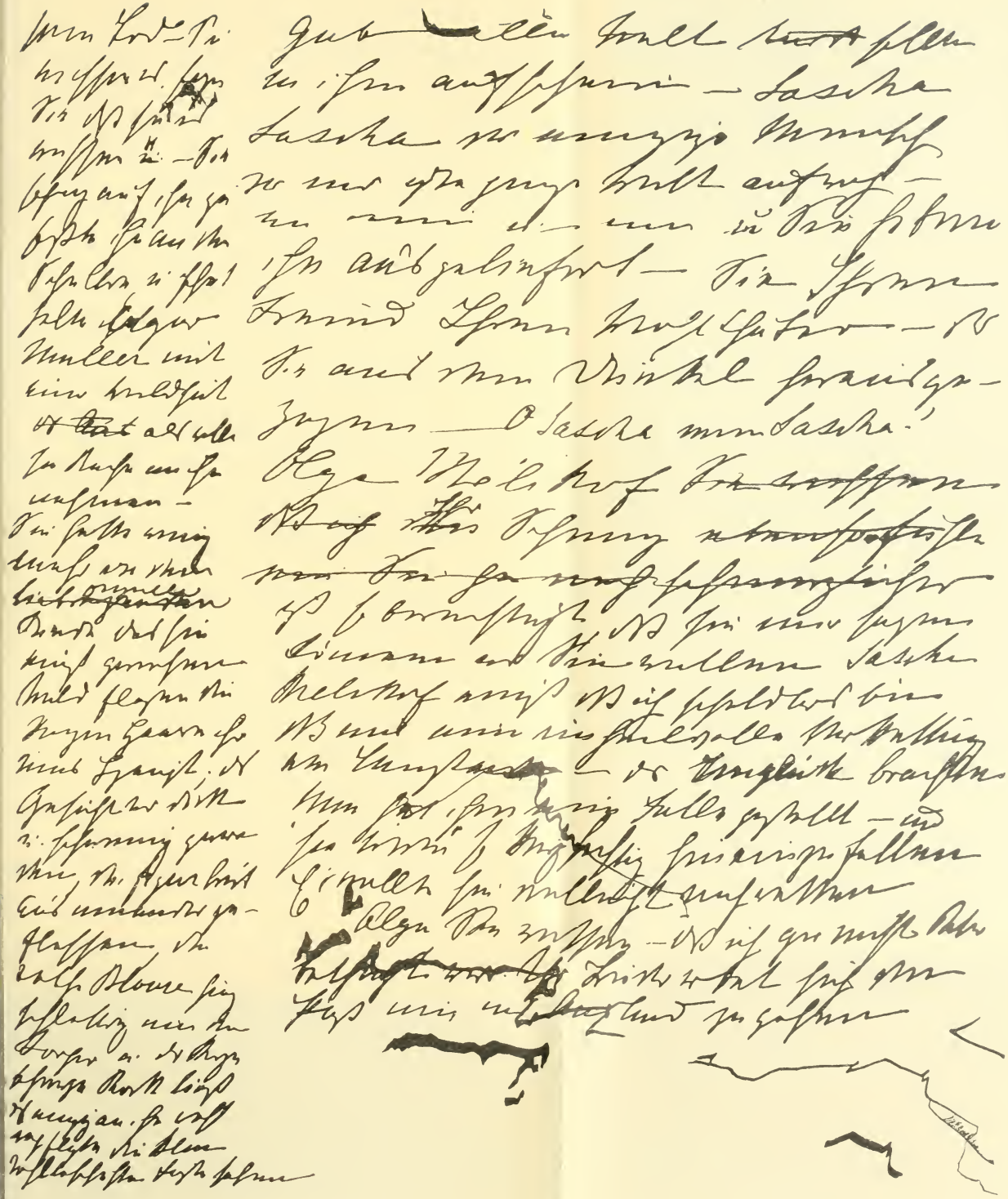
Dann wird man noch dankend nennen
Diesen Bund in späten Tagen;
Und der Vater wird dem Sohne
Deine Lehren übertragen.

All die stillen Segenswünsche
Werden dir zum schönsten Lohne.
Seinem Land genützt zu haben,
Ist des Mannes Ehrenkrone.

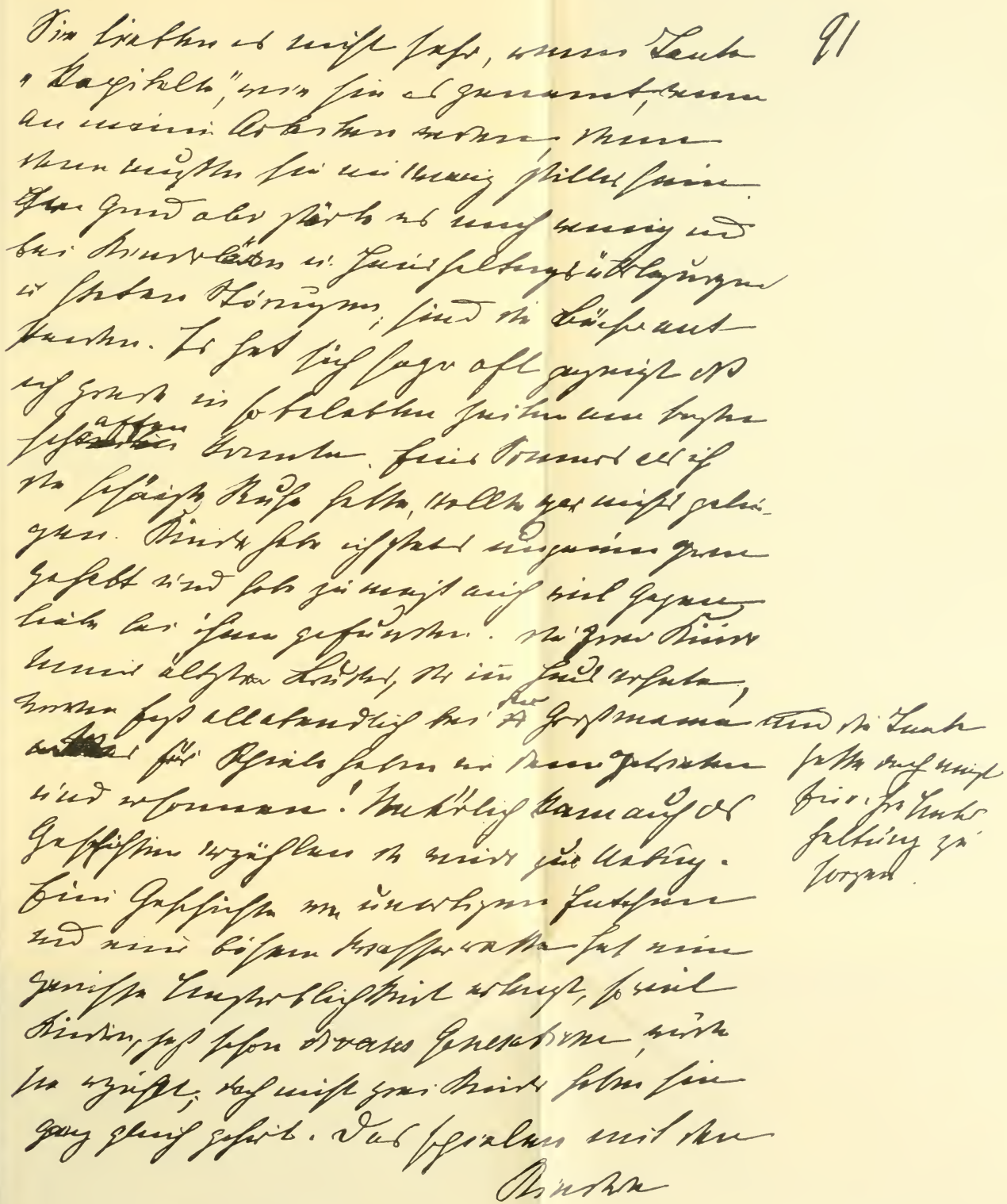
Und mich dünkt, zwei helle Strahlen
Seh ich auf dein Wappen gleiten,
Weil du zwiefach es verherrlicht,
Als ein Ritter unſ'rer Zeiten.

Plön, 21. Juli 1888.

Ferdinande Freiin von Brackel.



Eine Handschrift-Probe aus Ferd. v. Brackels Manuskript zum letzten Roman „Die Enterbten".



Eine Handschrift-Probe aus dem Manuskript zum vorliegenden Werke.

Verzeichnis der Werke von

Ferdinande Freiin von Brackel

erschienen im

Verlage von J. P. Bachem in Köln.

Gedichte. In Salonband mit Goldschnitt M. 4.50.

1. Auflage 1873.
5. Auflage 1895.

„Die Verfasserin stellt sich uns hier als eine lyrische Dichterin vor, die ohne Scheu einen Ehrenplatz in unserer Dichterwelt beanspruchen darf. Nicht nur die elegante, fein abgeschliffene Form, die Vollendung und Blüte der Sprache sind es, die diese Gedichte wertvoll machen, es ist auch der Kern tiefer und wahrer Empfindungen und edeler Gedanken, der uns immer von neuem entzückt. Der Umstand, daß bereits eine fünfte Auflage des Werkchens nötig wurde, spricht am meisten für den gediegenen Inhalt."

(Büchermarkt.)

Die Tochter des Kunstreiters. Roman.

1. Auflage 1875. Geheftet M. 4.20.
22. „ 1904. In Salonband M. 5.75.

„Wenn unter der Menge der literarischen Erscheinungen eine sich als so lebensfähig erweist, wie das Buch der Freiin von Brackel, so ist dies wohl unleugbar ein Beweis dafür, daß es vor anderen große Vorzüge besitzen muß. Und dies ist tatsächlich der Fall. Der Verfasserin reiche Welt- und Menschenkenntnis tritt auf jeder Seite klar zutage; die Schilderung seelischer Vorgänge, der ganzen Entwickelung eines Charakters versteht sie meisterlich. Mit der schönen Form der Darstellung vereint sie die Lauterkeit des Inhalts, der Tendenz. Auf eine Inhaltsangabe verzichten wir und beschränken uns darauf, das Werk zu empfehlen."

(Literar. Courier.)

Nicht wie alle Andern. Novelle.

1. Auflage 1877.
5. „ 1898.

In Ganzleinen mit Pressung u. Goldtitel M. 1.—.

„Mehr als alle übrigen Schöpfungen der genialen Novellistin beweist die vorliegende Novelle, daß Ferdinande von Brackel vorzugsweise für ein gewähltes Lesepublikum schreibe. Sie wird in ihrer Art selbst den routiniertesten belletristischen Feinschmecker in hohem Grade befriedigen."

(Wiener Literar. Handweiser.

Aus fernen Landen. Mexikanische Novelle.

1. Auflage 1877.
4. „ 1898.

In Ganzleinen mit Pressung u. Goldtitel M. 1.—.

„Dieser Band hat unsern vollen Beifall und wird hiermit Lesern von Reife als feine, bildende Lektüre empfohlen. Mit der Novelle »Aus fernen Landen« führt uns die Verfasserin unter die heißempfindenden Bewohner von Mexiko, wo die Sonne glühend das Blut in den Adern kochen läßt, freilich damit auch die Leidenschaft mit ihrem Feuer in des Menschen Brust wachruft. Auch hier tritt der Verfasserin eminente Befähigung, die leisesten Regungen, namentlich des weiblichen Herzens zu belauschen, klar zutage. Die Gegensätze sind mit großer Sicherheit gezeichnet. Manche Szenen, so die Schilderung des Stiergefechts, sind von packender Wirkung." (Für Auge und Herz.)

Daniella. Roman.

1. Auflage 1879.
9. „ 1905.

Geheftet M. 6.—.
In Salonband M. 7.50.

Die ‚Germania' nennt das Werk „**eine wahre Perle belletristischer Literatur** . . Die Ausstattung ist splendid, wie bei allen Ausgaben der geachteten Firma".

„Ferdinande von Brackel hat mit diesem ihrem Werke fast jene Höhe des sozialen Romans erreicht, wie sie von unsern Gegnern und namentlich von Fr. Spielhagen längst erstiegen ist, jenes Romans, der die Höhen und Tiefen des Lebens gleichmäßig erfaßt und die wichtigsten Fragen in dichterischer Weise zu lösen sucht."

(Literar. Handweiser.)

Am Heidstock. Roman.

1. Auflage 1881.
9. „ 1905.

Geheftet M. 4.20.
In Salonband M. 5.75.

„Die Dichtung gehört zu dem Originellsten und Naturfrischesten der ganzen Literatur. Wie Shakespeare, gebietet die Verfasserin über eine Menge von Charakteren, und jeder ist meisterhaft in seiner Art gezeichnet, oft mit wenigen Strichen, öfter sich entwickelnd, aber immer naturgemäß, und wo gar viel Schatten, läßt doch ein Lichtstrahl die Gestalt nicht ohne Mitleid. Hoffentlich wird ein echtes Bild deutschen Volkslebens in seinem Wirken und Irren, in Kraft und Schwäche, das schließlich in Treue und Versöhnung den Friedensbogen wölbt, wie es in »Am Heidstock« so frisch gezeichnet ist, seinen gewaltigen Eindruck nicht verfehlen." (Literar. Rundschau.)

Prinzeß Ada. Novelle.

Geheftet M. 3.—.
In Salonband M. 4.50.

1. Auflage 1883.
5. „ 1904.

„Einen neuen Roman — auch die vorliegende, bescheiden so genannte Novelle dürfte mit Recht als Roman ausgegeben werden — von der Freiin von Brackel nehmen wir nur mit hohen Erwartungen zur Hand. Wir gestehen sofort, daß unsere hochgespannten Ansprüche an das neueste Werk der gefeierten Novellistin vollauf befriedigt, daß sie übertroffen sind. Es ist uns beim Lesen dieser Novelle ergangen, wie beim Anhören eines klassischen Tonstückes. Gewisse Sätze, wie in einer musikalischen, so hier in dieser literarischen Schöpfung ergreifen, packen geradezu schon beim erstmaligen Vernehmen; aber die eigentlichen Feinheiten im einzelnen wie in ihrer Fülle faßt der Geist erst beim mehrmaligen Genießen." (Vaterland, Wien.)

Der Spinnlehrer von Carrara.

Eine Künstler-Novelle, der Wirklichkeit nacherzählt.

1. Auflage 1887.
4. „ 1904.

Geheftet M. 3.—.
In Salonband M. 4.25.

„Die Kunst der Erzählung ist der Verfasserin in hohem Grade eigen; mit feinem Verständnis hat sie die eigenen Mitteilungen des Künstlers zu einem Idyll gestaltet, das eine eigenartige duftige Poesie atmet und uns den liebgewonnenen Meister in seinem Denken, Dichten und Streben besser schildert und ihn unserm Verständnis und unserm Herzen näher bringt, als eine weitschichtige, mit allen Finessen der Rhetorik und der Kritik ausgearbeitete ästhetische Abhandlung." (Düsseld. Volksbl.)

Vom alten Stamm. Novelle.

1. Auflage 1889.
3. „ 1899.

In Ganzleinen mit Schwarzpressung und Titel M. 1.—.

„Ferdinande Freiin von Brackel hat in ihrer neuesten Novelle in der ihr in so liebenswürdigem Grade eigenen sinnigen poetischen Weise die Schicksale eines alten adeligen Geschlechtes behandelt, das um seinen Jahrhunderte innegehabten Besitz durch eigene Schuld gekommen, denselben dann zu neuem Eigentum durch die alles versöhnende Macht der Liebe erhält. Der Gedanke, die Geschicke des Hauses durch einen alten Eichenbaum, der mit demselben außerdem innig verwachsen ist, zu enthüllen, ward von der geistvollen Verfasserin so prächtig und fesselnd verwirklicht, daß sich der Leser sofort auf das angenehmste mit ihm befreundet."
(Wochenrundsch. f. dramat. Kunst.)

Im Streit der Zeit. Roman.

1. Auflage 1897. Geheftet M. 6.—.
5. „ 1905. In Salonband M. 8.—.

„Die Verfasserin stand auf hoher Warte, als sie auf der dreifachen Basis: des deutschen Bruderkrieges von 1866, der großen Zeit der Einigung und des religiös-politischen Kampfes ihren Roman aufbaute. Mit einem starken Sinn für das Recht stellt sie sich über den Streit, ließ sie sich nicht von dem Gefühl der Zu- und Abneigung beeinflussen — und deshalb ist ihr Werk kein Tendenzroman. Die schweren Konflikte, die das deutsche Volk durchmachte, erleben die Personen hier am eigenen Leibe, und indem der Leser ihre interessanten Schicksale verfolgt, lernt er gleichzeitig die Zustände erkennen. So kann „Im Streit der Zeit" in seiner Art auch als eine Jubiläumsgabe — gewidmet der deutschen Familie — betrachtet werden, und zwar eine der nützlichsten." (Büchermarkt.)

Eine Nähmamsell. Novelle.

1900. In Salonband M. 3.50.

„Ferdinande von Brackels neueste Novelle »Eine Nähmamsell« ist ein prächtig geschriebenes Buch, das alte Thema vom Verlieren und Wiedergewinnen, von Irrtum, Schuld und Sühne, eine Dorfgeschichte und doch auch wieder eine Großstadtgeschichte, die vielen sehr gefallen und den guten Klang des Namens der Verfasserin voll bewähren wird."
(Kölnische Volksztg.)

Chic. Novelle.

1901. In Salonband M. 2.80.

„Die gewandte Schriftstellerin Freiin von Brackel hat mit dieser Novelle »Chic« ihren früheren gediegenen Arbeiten eine neue hinzugefügt, die sich sicherlich rasch Freunde erwerben wird. Spannende Handlung, lebhafte Schilderung der Situationen und flotter Dialog nehmen das Interesse des Lesers von Anfang bis zum Schlusse in Anspruch. Es liegt in dieser Novelle, in welcher dargetan wird, wie verkehrt es ist, über einen Menschen abfällig urteilen zu wollen, der nicht in der Gesellschaft mit »Chic« auftritt, das wirkliche »Chic«, das sich äußert in tiefem Gemüt und hellem Geiste. Das hübsche Werkchen kann nur empfohlen werden."
(Büchermarkt.)

Im Verlage von **J. P. Bachem** in **Köln** sind ferner erschienen:

Unglaublich und doch wahr. Historischer Roman von **Georgiana Lady Fullerton.** 8. Auflage. Geheftet M. 4.—. In Salonband M. 5.50.

„Die Verfasserin bietet uns in diesem Roman eine ihrer besten Gaben dar, einen Roman, der alle die Vorzüge in sich vereinigt, welche die Kritik an Lady Fullerton längst anerkannt hat. Wir erinnern uns nicht, je einen Roman mit mehr Interesse gelesen zu haben als diesen und halten uns überzeugt, daß denselben kein Leser, wie er auch immer geartet sein möge, unbefriedigt aus der Hand legen wird." (Verzeichnis v. Jugend- u. Volksschriften, Breslau.)

Drückende Fesseln. Roman von **M. Lenzen di Sebregondi.** 2. Auflage. Geheftet M. 3.—. In Salonband M. 4.50.

„Der Roman ist nicht nur gut erzählt und spannend, sondern überragt in der Kraft der Charakteristik die literarische Durchschnittsware. Das Geheimnis, das die Verwickelung möglich macht, wird mit großem Geschick bis zuletzt bewahrt. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß einige Schilderungen von feinem Naturgefühl zeugen." (Blätter für litterar. Unterh.)

Trüber Morgen, goldener Tag. Roman von **M. Lenzen di Sebregondi.** In Ganzleinen mit Pressung und Goldtitel M. 2.—.

Die begrabenen Schuhe. Novelle von **M. Lenzen di Sebregondi.** In Ganzleinen mit Blindpressung und Goldtitel M. 1.—.

Gefehlt. Novelle von **M. Lenzen di Sebregondi.** In Ganzleinen mit Schwarzpressung und Titel M. 1.—.

Sämtliche hier angezeigte Bücher sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Der Spinnlehrer von Carrara
Prinzess Ada
Am Heidstock
Gedichte